Dämonen.

Von

Johannes Scherr.

Without, or with, offence to friends or foes,
I sketch your world exactly as it goes.
Byron.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1871.

Ein Brief statt einer Vorrede.

An L. D. in B.

Zürich, 3. April 1871.

Die vier kulturgeschichtlichen Bilder, welche Sie, lieber Freund, anbei gedruckt erhalten, waren gerade vollendet worden, als Ihr Schreiben vom 26. März einlief. Dies Zusammentreffen brachte mich auf den Gedanken, meine Antwort diesem kleinen Buche vorzusetzen, das ich Ihrem Wohlwollen empfehle.

Was den Inhalt desselben angeht, so sind die vier Aufsätze ebensoviele Variationen eines Thema's, wie Sie leicht erkennen werden. Die Einleitung zum ersten Essay („Ein liebendes Weib") gibt Aufschluß, welches Thema gemeint ist und wie ich es angesehen und gefaßt habe.

Kein Freund weder von langen Vorreden noch

von geschwätzigen Widmungsepisteln, könnte und möchte ich diese schon hier schließen, so Sie mich in Ihrem Briefe nicht dringend aufgefordert hätten, über ein Thema mich auszusprechen, welches mit dem in meinem Buche behandelten zwanglos genug in Verbindung gebracht werden kann. Offenbart es doch auch, und zwar mit vollster Deutlichkeit, die dämonische Macht des Dummen und Bösen, wie sie in meinem zweiten und dritten Aufsatz aufgezeigt ist.

Es sind die Vorkommnisse gemeint, welche in hiesiger Stadt den Abend des 9. März geschändet haben. Ich vermied bislang geflissentlich, öffentlich darüber zu reden, obzwar ich nur mit Mühe mich enthalten konnte, meiner eigenen gerechten Entrüstung und der meiner Landsleute den entsprechenden Ausdruck zu geben. Ich that es nicht und hielt meine Feder im Banne des Schweigens, weil ich den wüsten Brand des Hasses nicht noch mehr anblasen, sondern warten wollte, bis die Stunde gekommen, wo sich mit ruhigerem Blut über diese traurige Geschichte sprechen ließe.

Sie folgten, lieber Freund, Ihrer alten Gewohnheit, Ihre freundschaftliche Theilnahme für mich in spöttische Fragen und Glossen einzuwickeln, wenn Sie in Ihrem Schreiben sagten: „Ihre ethnographischen und völkerpsychologischen Studien werden Sie, denk' ich, in den Stand setzen, mir die Unterscheidungsmerkmale zwischen dem republikanischen und dem monarchischen Janhagel des genauesten anzugeben. Thun Sie mir auch den Gefallen, mich zu verständigen, um wie viel weicher gegen hilflose Frauen geschleuderte züricher Pfundsteine sind als bukarester."

Aber ich vermag auf diese und andere Ihrer bitteren Scherze nicht einzugehen; ich bin zum Scherzen und Satirisiren gar nicht aufgelegt. Denn ich habe von jenem Märzabend einen Eindruck davongetragen, schmerzlicher, als wenn mich einer der mörderisch in die Tonhalle regnenden Steine oder Steinkohlenbrocken verwundet hätte.

Wenn Sie die vornehm-skeptische Gleichgiltigkeit, welche Sie wie eine Schranke um sich gezogen haben, das „profanum volgus" abzuhalten,

mir zu Liebe für einen Augenblick beiseitestellen wollen, so werden Sie begreifen und mitfühlen, wie es mir, dem Republikaner, zu Muthe sein mußte, als sich mir so widerwärtig die weltgeschichtliche Thatsache fühlbar machte, daß auch die Freiheit die Menschen nur soweit zur Freiheit zu erziehen vermag, als sie selbst sich dazu erziehen.

Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie ich vor Zeiten daheim in Deutschland bei jeder Gelegenheit nach Vermögen die Sache der Schweiz zu vertreten suchte, mit welchem Lande Erinnerungen der Knaben- und Jünglingsjahre mich verknüpften und in welchem ich voraussichtlich mein Dasein beschließen und meine Ruhestätte finden werde. Sie wissen auch, es ist nicht unbescheiden, wenn ich sage, daß es eine der besten Absichten und Strebungen meines Lebens war, das Verständniß zwischen Deutschen und Schweizern, unter welchen letzteren ich viele treueste und zuverlässigste Freunde gefunden habe, zu pflegen und zu fördern. Es mußte mich daher mit Freude und Genugthuung erfüllen,

zu sehen, daß und wie in den letzten Jahrzehnten dieses Verständniß zu wachsen und zu gedeihen schien. Die zahlreich in Deutschland lebenden Schweizer müssen diesen Eindruck ebenfalls empfunden haben. Ueberall, wo sie in größerer Anzahl zusammenwohnen, in München, Leipzig, Berlin, Wien und anderwärts, konnten sie ihre Rütlifeier und anderen republikanischen Feste nicht nur ungestört begehen, wann und wie es ihnen beliebte, sondern fanden auch diese schweizerischen Festfeiern sympathische Zustimmung und Unterstützung von deutscher Seite. Bei den großen deutschen Schützenfesten zu Frankfurt, Bremen und Wien sind Hunderte und wieder Hunderte schweizerischer Schützen von den deutschen wie Brüder aufgenommen und gehalten worden. Wann immer ein Landesunglück über die Schweiz hereinbrach, das deutsche Volk öffnete für das Nachbarland seine Herzen und seine Taschen, wie das nur recht und billig war schon im Hinblick auf die bewährte Bereitwilligkeit der Schweizer, ihren Nachbarn in Landesnöthen beizustehen. Aber die

deutschen Regierungen? Ich fühle mich zum Vertheidiger derselben nicht berufen; allein es dürfte denn doch schwer sein, einen, auch nur einen thatsächlichen Beweis für die Behauptung aufzustellen, daß die deutschen Regierungen die Rechte der Schweiz nicht geachtet oder überhaupt in neuerer Zeit irgendwie feindselig gegen dieselbe sich benommen hätten. Das blind ins Blaue brüllende Geschrei der urtheilslosen Menge vonwegen des Neuenburgerhandels (1856) kann doch wohl für verständige Menschen einen solchen Beweis nicht abgeben? Die amphibische Stellung Neuenburgs, halb preußisch halb schweizerisch, war eine jener vielen elenden Pfuschereien des wiener Kongresses, welche über Deutschland fürwahr ganz anderes Unglück gebracht haben als über die Schweiz. Hatte dem bis zur Stunde in Europa giltigen Staats- und Völkerrecht zufolge der König von Preußen Rechte auf Neuenburg? Zweifelsohne. Nur ein unwissender Lügner könnte das leugnen. Nun wollen wir den Fall setzen, irgendeiner der jeweiligen Machthaber über Frankreich hätte diese

Rechte auf Neuenburg besessen. Kann ein Schweizer von fünf gesunden Sinnen verneinen, daß in diesem Falle der Neuenburgerhandel von 1856 ein ganz anderes Gesicht bekommen haben würde? Schon gegen den bloßen Gedanken einer Lostrennung des Landes würde die französische Gloire mit Trompeten und Pauken zu Felde gezogen sein und die Schweiz würde bei dieser Gelegenheit einmal wieder so gründlich, wie sie es Anno 1798 und in den folgenden Jahren erfuhr, erfahren haben, daß der bekannte „élan“ der „grande nation“ stets bereitwillig bei der Hand ist, wo es gilt, für „die Interessen der Civilisation“ einzustehen, d. h. fremde Länder auszurauben und mit den langen Fingern napoleonischer Generale Marschallsstäbe aus Soldatentornistern hervorzuholen. Es verschlägt gar nichts, daß, falls i. J. 1856 statt eines konfusen Dämmerlings ein Mann auf dem Throne Preußens gesessen hätte, die neuenburger Geschichte kaum so glatt verlaufen sein würde. Thatsache ist und bleibt es trotzdem, daß die Krone Preußen mit

ihren Rechten auf Neuenburg der Schweiz ein Geschenk gemacht hat, ohne irgendwelche Entschädigung zu verlangen. Noch mehr, Preußen hat seither wiederholt bewiesen, daß es in keiner Weise der Schweiz den Neuenburgerhandel nachtrage. Es hat in Verbindung mit den deutschen Südstaaten positive Beweise freundschaftlicher Gesinnung für die Eidgenossenschaft gegeben. Wie stellte sich denn Deutschland zu der Gotthartsbahnfrage, welche für die Schweiz geradezu eine Lebensfrage ist? Verständig, wie es allerdings auch sein eigenes Interesse forderte, und hilfebereit, wie es den Voraussetzungen guter Nachbarschaft entsprach. Deutschland wollte und wird mit Millionen von Staatsgeldern den Bau der Gotthartsbahn unterstützen. War es klug, dies in der Schweiz, wenigstens was die ungeheure Menge der Bevölkerung angeht, während des deutsch-französischen Krieges so ganz und gar zu vergessen? War es recht, zu vergessen, daß Frankreich gerade um der Gotthartsbahn willen Deutschland bereits mit Krieg bedrohte und daß die Drohung nur

darum nicht zur Ausführung kam, weil selbst der französische Leichtsinn sich noch nicht für hinlänglich gerüstet halten mußte?

Daß in der deutschen Schweiz — von der welschen red' ich nicht, maßen ich es ganz in der Ordnung finde, daß die welschen Schweizer mit ihren Rassegenossen, den Franzosen, sympathisiren — daß in der deutschen Schweiz vom Ausbruch des Krieges an die Bevölkerung — Ausnahmen konstatiren bekanntlich nur die Regel — mit ihren Wünschen und Hoffnungen entschieden auf französischer Seite stand, ist eine Thatsache, welche ich damals in meinem „Tagebuch vom Berge“ signalisirt habe. Sie, lieber Freund, haben dasselbe gelesen und wissen also auch, daß ich daselbst mit unbefangener Objektivität die politischen und handelspolitischen Motive darlegte, welche die Hinneigung der deutschen Schweiz zu Frankreich erklärlich machen. Ich brauche daher bereits Gesagtes nicht zu wiederholen. Was ich hier betonen möchte, ist der wunderliche Umstand, daß in der deutschen Schweiz für alle die Miß-

handlungen, welche sie von seiten Frankreichs zu befahren hatte, gar keine Erinnerung, gar kein Gefühl vorhanden ist. Wenigstens nicht in der Menge, und da diese souverän, so haben die abweichenden Empfindungen der besser Unterrichteten keine Bedeutung. Uebrigens wird sich ein Menschen- und Geschichtekenner nicht über den Widerspruch verwundern, der sich aufthut zwischen dem vielgerühmten Unabhängigkeitssinne der Schweizer und der Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich, welche in dieser oder jener Form und mit längeren oder kürzeren Zwischenpausen seit den Zeiten Ludwigs des Elften thatsächlich bestanden hat. Menschen- und Geschichtekenner wissen ja, daß wie die Menschen so die Völker aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind. Was die französischen „Republikaner" i. J. 1798 in der Schweiz, vorab im September in Nidwalden, mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden, Martern und Schänden verübten, gehört mit zu dem Scheusäligsten, was jemals Menschen-Bestien begangen haben. Von 1798 bis 1814 war die

Schweiz, die Phrasen beiseite gelassen, ein französisches Unterthanenland: erst ein Objekt der Räuberpolitik des Direktoriums, dann der Herrschsucht Napoleons. Wer erfahren will, mit welchem luciferischen Hochmuth dieser die „Enkel Tells und Winkelrieds“ behandelte und mißhandelte, braucht nur die Geschichte der Mediationsakte zu studiren. Preußens Schwert gab, indem es, wie Wissenden wohlbekannt, zur Brechung der napoleonischen Zwingherrschaft weitaus das meiste und beste that, auch der Schweiz ihre Unabhängigkeit zurück. Trotzdem mochte sie vom Französeln nicht lassen, erneuerte sofort die alten Reisläufereiverträge mit den wiedereingesetzten Bourbons und erkaufte damit die Schmach, welche die pariser Julirevolution ihren Söhnen anthat. Das Bürgerkönigthum Louis Philipps überhäufte (1838) die Eidgenossenschaft mit den bittersten Verbal- und Realinjurien und als der Schweiz todtfeindselig erwies sich die französische Politik in den Jahren 1846—47. Damals wurde der Sonderbund, dessen Sieg mit dem Untergange der Eidgenossenschaft gleichbedeu-

tend gewesen wäre, ganz offen von dem französischen Premier Guizot, diesem Mustertypus eines protestantischen Jesuiten, unterstützt. Allerdings geschah dies gleichzeitig von seiten des östreichischen Premier Metternich, aber das wird man doch nicht für „deutsche" Politik ausgeben wollen? Metternich haßte bekanntlich Deutschland noch mehr als die Schweiz. Das deutsche Volk aber war in der Sonderbundszeit der guten Sache der Eidgenossenschaft mit einer Theilnahme zugethan, als wäre diese Sache seine eigene, und Sie, lieber Freund, erinnern sich gleich tausenden unserer Altersgenossen gewiß noch deutlich mit mir, mit welchem herzlichen Jubel überall in Deutschland die Botschaft von der Niederlage der Jesuiterlinge aufgenommen wurde, d. h. die Botschaft von der Rettung der Schweiz. Das allerfeinste Freundschaftsstücklein jedoch brütete gegen die Eidgenossenschaft aus ihr theurer thurgauer Bürger, der Lügen-Louis, der meineidige Mörder vom 2. Dezember. Dieser Mensch, welcher (bis zu seinem Sturze, versteht sich) in der Schweiz so heftige

Bewunderer und so heiße Verehrer besaß wie sonst nur noch in Korsika, hatte sich kaum der Gewalt über Frankreich bemächtigt, als er in seiner Manier der Schweiz heimzahlte, was sie 1838 für ihn gethan hatte. Unter dem Vorwande, daß „die Schweiz der Herd der sozialistischen Doktrinen sei", entwarf er zu Anfang des Jahres 1852 den Plan einer „hermetischen Absperrung" der Schweiz und bedrängte zugleich den Bundesrath mit Noten von unerhörter Unverschämtheit. Er wußte auch den östreichischen Premier Schwarzenberg, eine gleichgestimmte Seele, für seinen Plan zu gewinnen; aber die ganze Gaunerei scheiterte an dem Widerspruche Baierns und an dem abmahnenden Dazwischentreten Preußens.

Wie kommt es, daß die schweizerische Presse von allen diesen Thatsachen nichts weiß oder nichts wissen will? Wie kommt es ferner, daß so viele den Deutschenhaß förmlich predigende Organe der schweizerischen Presse nie klar, bestimmt und deutlich angeben, was denn eigentlich das deutsche Volk der Schweiz zu Leide gethan

habe? Für Sie, lieber Freund, der Sie die schweizerische Publizistik an Ort und Stelle jahrelang gekannt haben, brauche ich diese Fragen nicht zu beantworten. . . .

Die Eidgenossenschaft als solche hat sich, wie jedermann weiß und wie Deutschland amtlich und privatlich ausdrücklich und wiederholt anerkannte, während der ganzen Dauer des deutsch-französischen Krieges in jeder Hinsicht musterhaft benommen. Sie hat auch — durch die Inswerksetzung und Handhabung der Gränzebesetzung, durch die rasche und glatte Unterbringung der 80,000 und mehr unversehens über sie hereingebrochenen Bourbakiker, durch zahllose und wahrhaft großartige Akte einer unermüdlichen und unerschöpflichen Humanität und Barmherzigkeit — rühmlichst gezeigt, was und wie die Demokratie zu wirken vermag. Die wahre, echte, arbeitsame, solide und ehrbare Demokratie; nicht die angebliche, verlogene, faulenzende, diebische, lüderliche und meuchelmörderische, wie die Franzosen sie verstehen, die Halunkokratie, wie sie am 18. März von 1871

ihren scheusäligen Veitstanz in Paris begonnen hat. Es steht sodann unzweifelhaft fest, daß ein kleiner Theil der besseren Presse, obzwar nur ein sehr kleiner, sich bemühte, auch ihrerseits anständig und loyal die schweizerische Neutralität einzuhalten. Endlich ist es gewiß, daß die denkenden und wahrhaft gebildeten Leute in der Schweiz, wie überall, von Anfang an die Gerechtigkeit der Sache Deutschlands anerkannt und derselben den Sieg gewünscht haben. Nicht minder wahr ist es aber, daß es in der Schweiz eine Partei gab, welche so durch und durch verfranzos't und von so afterwitzigem Deutschenhaß besessen war, daß sie, falls sie den Muth und die Macht dazu gehabt hätte, nicht einen Augenblick sich besonnen haben würde, gemeinsam mit Frankreich gegen Deutschland Krieg zu führen. Ob durch solchen Wahnsinn die Existenz der Schweiz auf's Spiel gesetzt worden wäre, was hatte das zu sagen? Wenn man nur der Dummheit und Bosheit die Zügel schießen lassen konnte! Hat doch in einem ziemlich verbreiteten Blatte ein „schweizerischer Oberst“ seine Lands-

leute allen Ernstes aufgefordert, mit 100,000 Mann in Deutschland einzufallen, um zu Gunsten der geliebten Franzosen eine Diversion zu machen. Man hat freilich den Mann nachträglich für einen Narren erklärt; aber Kinder und Narren plaudern bekanntlich aus, was andere Leute denken.

Wenn Sie mich fragen, aus welchen Elementen diese deutschenfresserische Partei in der Schweiz hauptsächlich zusammengesetzt sei, so antworte ich: aus denselben Elementen, aus welchen sich die widernationale schwarzrothe oder rothschwarze Mixtur zusammensetzte, welche draußen in Deutschland während des Krieges stellenweise die öffentliche Meinung zu vergiften suchte, aber mit diesem schnöden Beginnen überall kläglich gescheitert ist.

Es wäre unbillig im höchsten Grade, von Leuten, wie solche zumeist die deutschenfresserische Presse in der Schweiz handhaben, zu verlangen, daß sie sich die Bedeutung des deutsch-französischen Krieges für ihr Heimatland hätten klarmachen sollen. Unterrichtete und unbefangene Urtheiler dagegen konnten keinen Augenblick zweifelhaft sein,

daß der Gang, welchen der Krieg nahm, für die Eidgenossenschaft ein Glück war. Ja, ein höchstes Glück war es für die Schweiz, daß die Franzosen von den Deutschen so geschlagen und besiegt wurden, wie sie noch nie geschlagen und besiegt worden waren. Hätte das Umgekehrte stattgefunden, hätte Frankreich — ob als Empire oder als „Republik", gleichviel — so entschieden gesiegt, dann lebe wohl, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Schweiz und Belgiens! Jedenfalls hätte das siegreiche Frankreich es sich nicht nehmen lassen, wenigstens Genf mitsammt der welschen Schweiz des Glückes, der „grande nation" anzugehören, theilhaft zu machen, wie ja das schon vor dem Kriege der von vielen Schweizern so hochverehrte Lügen-Louis geplant hatte.

Aufrichtige Freunde der Eidgenossenschaft können sich nicht enthalten, den auffallenden Mangel an Wahrheits- und Rechtsgefühl bedenklich zu finden, welcher während des ganzen Verlaufs des großen Drama's in der schweizerischen Presse, ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, sich breit-

gemacht hat. Nicht einmal die beispiellose Ruchlosigkeit, womit Frankreich — ja, Frankreich, nicht etwa bloß der Lügen-Louis und seine Gaunerbande — die Furie eines Krieges entfesselte, der leicht zu einem europäischen, ja zu einem Weltbrande werden konnte, wurde offen und mannhaft verurtheilt. Bald kam es sogar dahin, daß Lügenblätter, welche mit Nutzen bei den geliebten Franzosen in die Schule gegangen, sich bemühten, ihre Leser die wirkliche Genesis des Krieges ganz vergessen und dieselben glauben zu machen, eigentlich hätten die Deutschen und nicht die Franzosen angefangen. Verdammend hervorzuheben, daß die letzteren auszogen, um eingestandenermaßen die schönsten deutschen Landschaften, die Rheinprovinzen zu rauben, das fiel diesen à la mode parisienne korrumpirten und korrumpirenden Organen der öffentlichen Meinung gar nicht ein und sie würden, falls der Raub gelungen wäre, sicherlich keinen Anstand genommen haben, zu sagen: „Das geschieht den „„dütschen Kaiben““ ganz recht“. Haben ja solche „Organe der öffentlichen Mei-

nung" aus dem souveränen Dünkel ihrer Unwissenheit heraus auch in die voreiligen Siegesfanfaren der Franzosen mit vollen Backen eingestimmt und die Unbesiegbarkeit der französischen Armee als eine zweifellose Thatsache proklamirt.

Freilich, als die Deutschen ihren beispiellos herrlichen Siegeslauf bei Weißenburg und Wörth begonnen und unaufhaltsam bis Sedan fortgesetzt hatten, als sie ihre zermalmende Ueberlegenheit in allem und jedem Tag für Tag, Stunde für Stunde ruhmreich erwiesen, als unter ihren unwiderstehlichen Schlägen eine der Pestbeulen, von welchen das offizielle Franzosenthum bis ins Mark hinein zerfressen und durchfault war, nach der andern miasmatisch aufklaffte, als der pariser Lack vom französischen Volkskörper abfiel und die nackte Barbarei abschreckend hervorguckte, als der Unterschied zwischen der siechen französischen Scheinkultur und der gesunden deutschen Wirklichbildung selbst der tiefsten Unkenntniß und gehässigsten Voreingenommenheit sich handgreiflich merkbar machen mußte, — da schien auch unter den schweizerischen

Deutschenfressern eine Umstimmung platzgreifen zu wollen. Sie standen eine Weile bestürzt, verblüfft, rathlos, kleinlaut oder ganz verstummt.

Die von einem pariser Pöbelhaufen aufgethane Improvisation vom 4. September, die Proklamirung der sogenannten französischen „Republik“ gab den Verblüfften und Verstummten Fassung und Sprache zurück. Ein allerliebster Vorwand war gegeben. Man konnte dem Deutschenhaß die Maske gesinnungstüchtiger Schwärmerei für die „Schwesterrepublik“ vorstecken. Dieselben Leute, welche noch so eben vor dem abscheulichsten Tyrannen des Jahrhunderts, vor dem Lügen-Louis, ihre Andacht verrichtet hatten, gaben sich jetzt für lauter Brutusse und Katone aus und zogen ganz im Stile jener im Handumdrehen aus bonaparte'schen Schreibsklaven in sozialrepublikanische Patrioten verwandelten pariser Presseschufte gegen den „deutschen Despotismus“ los. Als Musterrepublikaner wurde der Citoyen Gambetta betoastirt, dieser druckfehlerhafte Abklatsch der Terroristen von 1793, dieser unfähige Phrasenmacher,

welcher sich einbildete, à la Carnot den Sieg organisiren zu können, aber nur die Anarchie, die sündhafteste Menschen- und Geldverschleuderung zu organisiren vermochte und nur in einem Fache Bedeutendes, Bedeutendstes leistete: im Lügen. Hat es ja der „große Mann“ hierin glücklich dazu gebracht, Unmögliches möglich zu machen: — er hat den Lügen-Louis und dessen ganze Bande überlogen.

Wo so ein Mensch, dessen gewissenlose Selbstgefälligkeit namenloses Unglück über sein Land gebracht hat, als ein „Muster von Republikaner“ gefeiert wurde, da war es auch ganz am Platze, die aus der Blödsinnstiefe der französischen Eitelkeit geschöpfte Behauptung, die Deutschen hätten bei Sedan kehrtmachen, für ihre Siege bei den besiegten Franzosen gleichsam um Verzeihung bitten und „ohne eine Fußbreite von Frankreichs Boden und ohne einen Stein von Frankreichs Festungen“ heimziehen sollen. Ja, das hätte den schweizerischen Franzosenfreunden gepaßt; schon darum, weil sie sich nachträglich über den „dummen

deutschen Michel" hätten lustigmachen können. Es paßte aber den Deutschen nicht und die hatten denn doch in der Sache glücklicher Weise das entscheidende Wort. Der deutsche Michel, neuhochdeutsch der deutsche Riese hat sich diesmal so aufgeführt, daß seinen Feinden das Lachen vergangen ist, und er wird sich hoffentlich auch künftig immer und überall so aufführen, daß allen seinen Feinden das Lachen gründlich vergeht, wann es ihm beliebt, mit ihnen abzurechnen, wie er endlich einmal mit den Franzosen abgerechnet hat.

Bei Sedan umkehren? Im Munde von Schweizern, welche sich doch gern als praktische und geschäftsmännische Leute rühmen hören, klang so ein Rath und Wunsch geradezu hochkomisch. Bei Sedan umkehren und am Rheine Gewehr im Arme warten, bis die Herren Franzosen nach etlichen Monaten wieder im Stande gewesen wären, für Weißenburg und Wörth, für Mars la Tour, Gravelotte und Sedan „Revanche" zu begehren? Nein, man mußte ihnen deutscherseits

einmal den Standpunkt klarmachen und man hat ihnen den Standpunkt klargemacht.

In dem Abgrund der französischen Entsittlichung und Verderbniß, welchen das Jahr 1870 aufriß, scheint auch der sonst mit Recht vielgerühmte französische Esprit spurlos verschwunden zu sein. Dummeres als die Kundgebungen der französischen Presse zu dieser Zeit hat die Sonne nie gesehen und nie ein Menschenohr vernommen. In denselben Tagen, wo die Franzosen, von der Schwindelhöhe ihrer Unwissenheit, ihrer Eitelkeit und Anmaßung plötzlich heruntergeschmettert, bei Oestreich, bei Italien, bei Rußland und England um Hilfe betteln gingen, pralten und fanfaronirten sie in gewohnter Manier, die „deutschen Horden“ würden niemals die „heilige“ Stadt Paris bezwingen können. Selbstverständlich fand dann der Kretinismus, daß es eine „Barbarei“, die „ville sainte“ zu belagern und zu beschießen, auch bei den schweizerischen Gallomanen einen beifälligen Widerhall. Es gibt so gewisse Mythen, von denen die Köhlergläubigkeit nicht lassen mag,

weil sie sich nie die Mühe geben will, zu denken und zu lernen. Die ganze französische Geschichte und namentlich die Geschichte der großen Revolution bezeugt die Wahrheit, daß Paris das Unheil und der Fluch von Frankreich gewesen ist. Die Girondisten, die edelsten Bürger, welche Frankreich jemals besaß, fühlten und wußten das wohl. Sie auch sind an Paris zu Grunde gegangen und mit ihnen die erste Republik. Das „heilige" Paris? Einer der ehrlichsten Franzosen, Auguste Barbier, hat uns gesagt, wie es mit dieser Heiligkeit bestellt war und ist, indem er das bekannte Wort des Tacitus von der Riesenkloake Rom, in welcher alles Unflätige und Scheusälige des Erdkreises zusammengeflossen, umschrieb und erweiterte: —

„Il est, il est sur terre une infernale cuve,
On la nomme Paris; c'est une large étuve,
Une fosse de pierre aux immenses contours
Qu'une eau jaune et terreuse enferme à triples tours;
C'est un volcan fumeux et toujours en haleine,
Qui remue à longs flots de la matière humaine,
Un précipice ouvert à la corruption,
Où la fange descend de toute nation,

Et qui de temps en temps plein d'une vase immonde,
Soulevant ses bouillons, déborde sur le monde."

Zur Stunde, wo ich dieses schreibe, dürften jedoch auch bei den schweizerischen Franzosenfreunden die Heiligkeitaktien von Paris etwas im Kurse gefallen und überhaupt die liebe, vor kurzem mit so zärtlicher Emphase begrüßte „Schwesterrepublik" in etwelchen Mißgeruch gekommen sein. Hat sie sich doch neuerlich wieder echtfranzösisch-republikanisch aufgeführt und insbesondere am 18. und 22. März in ihrer richtigen und eigentlichen Natur als Aeffin-Tigerin oder Tigerin-Aeffin, als welche ja schon der alte Voltaire La Belle France kannte und nannte, gräuelhaft sich sehen lassen. Unbequem das! Es war spaßhaft mitanzuschauen, wie die deutschenfresserischen Blätter der Schweiz auf schwesterrepublikanischen Katzenpfoten um den heißen Brei der Thatsache, daß in dem „heiligen" Paris die kommunistische Anarchie obenauf gekommen, herumgingen. Ja, der französische „Republikanismus" hat sich wieder einmal in seiner ganzen Gloire der Welt gezeigt. Armer Clément

Thomas! Du bist einer der besten, charakterfestesten, hingebungsvollsten Männer gewesen, welche dein Land je geboren, vergebens! Vierzig Jahre lang warst du ein Kämpfer und Dulder für das republikanische Kredo, vergebens! Das Königthum kerkerte dich ein, das Kaiserreich stieß dich in die Verbannung, aber die „Republik“ mordete dich, mordete dich mit raffinirter Grausamkeit. Nein, es ist nicht wahr, daß die Franzosen eine degenerirte Rasse: die Märzmörder von 1871 sind den Septembermördern von 1792 vollkommen ebenbürtig.

Und dazu noch diese absolute intellektuelle und moralische Ohnmacht, diese Unfähigkeit durch die Bank, oben, unten und mitten, diese hinter dem gleißenden Phrasenschild versteckte grauenhafte Unwissenheit und Rohheit, diese simpelhafte Nachäffung der Narretheien und Barbareien der Schreckenszeit von 1793, dieser geistige und sittliche Bankerott! Nun, die neueste französische „Republik“ wird bald genug den Weg aller französischen Republiken gehen, den kurzen Weg zur

Militärdespotie, welchen ihre Vorgängerinnen im November von 1799 und im Juni von 1848 beschritten haben. Die Schweiz aber mag sich hüten, daß man aus der Prämisse ihrer Zärtlichkeit für solche „Schwesterrepubliken“ nicht den Schluß ziehe: „Sage mir, mit wem du gehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Unterrichtete und einsichtsvolle Schweizer, deren Patriotismus in Besserem als in dem Mitschreien von Tagesmodelosungen besteht, haben schon längst mit Besorgniß auf die große Rolle geblickt, welche in ihrem schönen Heimatlande französisches Schein- und Phrasenwesen, französirender Dünkel und Größenwahn spielen. Solche Patrioten haben wiederholt vor der unglaublich oberflächlichen Auffassung der ersten französischen Revolution gewarnt, welche leider auch in schweizerischen Schulen grassire. „Und was hat — so fragte in diesen Tagen einer der anerkannt besten Schweizer, der eidgenössische Oberst R. in A., seine Landsleute — was hat Frankreich aus seiner Revolution gemacht? Frankreichs Volk liegt, erzogen in Eitelkeit und Phrase,

ein unwissend bigotes Volk in den Händen seiner Pfaffen.“ Derselbe treffliche Mann kennzeichnete dann deutsche und französische Art im Einzelnen und wies mit scharfer Offenheit nach, warum und wie sehr die Schweiz zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Deutschland und zum Mißtrauen gegen Frankreich verpflichtet sei.

Diese und ähnlich redende Stimmen, wie sie aus Veranlassung des neuesten Züriputsches auf der ehrenhaften Seite der schweizerischen Presse, in Adressen und im züricher Großrathssale laut wurden, sind vorderhand nur Stimmen von Predigern in der Wüste der Unkenntniß, des Vorurtheils und der Böswilligkeit. Man sollte aber, auch wenn man von der Macht der Vernunft eine so wenig optimistische Meinung hat wie ich, sich doch vielleicht dem Glauben hingeben dürfen, daß bei gegenseitigem guten Willen diese Wüste allmälig in fruchtbares Land umgewandelt werden könnte. Ich möchte, wie ich schon so oft gethan, alle verständigen Deutschen und alle verständigen Schweizer auffordern, des Geschäftes solcher Um-

wandelung sich anzunehmen. Vielleicht würden, wenn nicht schon die Söhne, so doch die Enkel hüben und drüben allen Arbeitern an diesem Werke dankbar sein.

Aber um dasselbe anzufassen, ist vor allem nöthig, daß man den Schaden nicht verkleistere und mit Redensarten überfirnisse. Man muß die Sonde in die Wunde einführen, um den Umfang und die Beschaffenheit derselben festzustellen.

Der Deutschenhaß des großen Haufens in der Schweiz hat zwei Hauptwurzeln: Unwissenheit und Brotneid. Es ist unglaublich, wie groß die Unkenntniß deutscher Verhältnisse selbst bei Leuten, welche die Aufgabe haben, andere zu belehren. Die Schweizer werden sich fortan schon bequemen müssen, Deutschland besser kennen zu lernen als bislang, und es möchte für das Interesse der Schweiz unter anderem nicht ganz unwichtig sein, schweizerischen Erziehungsbehörden die Frage zu unterstellen, ob namentlich der Unterricht in Geschichte und Länderkunde in Beziehung auf Deutschland nicht einer wesentlichen Verbesserung fähig

wäre? Was den Brotneid angeht, so ist er zu gemein und zu vernagelt, um Vernunftgründen zugänglich zu sein. Er ist auch Zahlenbeweisen nicht zugänglich, sonst könnte man ihn der Lächerlichkeit leicht überführen. Kein Land der Erde hat so sehr Ursache, gastlich oder wenigstens anständig und neidlos gegen Fremde zu sein, wie die Schweiz; denn kein Land der Erde sendet verhältnißmäßig so viele seiner Söhne in die Fremde wie die Schweiz. Das Benehmen eines Volkes gegen Fremde gibt aber bekanntlich einen sichern Maßstab ab für den Grad seiner Kultur. Sollen wir hiervon die Nutzanwendung machen, indem wir die Stellung der Schweizer in Deutschland und die der Deutschen in der Schweiz mit einander vergleichen? Es ist überflüssig. Nur eine weitere Frage: Wird ein ehrlicher Schweizer behaupten wollen, daß ein Deutscher in der Schweiz, mutatis mutandis, eine politische Rolle jemals zu spielen vermöchte, wie sie ein Schweizer, Herr Bluntschli, in Deutschland gespielt hat? Gewiß nicht! Verständige Schweizer wissen auch gar

wohl den Werth der Millionen, welche alljährlich von Tausenden deutscher Touristen in die Schweiz getragen werden, volkswirthschaftlich zu taxiren, während hinwieder die deutschen Reisenden aus eigener Anschauung erfahren können, was alles in dem Kreise ihrer politischen und sozialen Thätigkeit die kleine Schweiz Großes leistet, wo ihre Demokratie eine wirkliche und gesunde und nicht eine bloß scheinbare oder eine karikirte.

Ob die nicht geringe Anzahl schweizerischer Blätter und Blättchen, welche seit dem September von 1870 unabläßig und mit immer steigender Verblendung und Wuth gegen Deutschland und die Deutschen hetzten, wissendlich, planmäßig und mit voller Absicht darauf hingearbeitet habe, die chronische Krankheit des Deutschenhasses in der Schweiz einer akuten Krisis entgegenzutreiben, steht dahin und mag billig der Aufklärung durch die Zeit überlassen bleiben. Daß die Krisis am 9. März eintrat, ist eine traurige Thatsache. Ueber das Wie will ich, und wäre es auch nur, um Ihnen, lieber Freund, einen unwidersprechlichen

Beweis meines mitunter angezweifelten Christenthums zu geben, den bekannten Mantel der christlichen Liebe werfen. Darunter hat ja vieles, alles Platz*).

Die schmachvolle den Deutschen angethane Brutalität hatte mit der Pöbelei vom 9. März — wobei übrigens sehr gutgekleideter Pöbel mitwirkte — keineswegs ihr Ende erreicht. Auf den Gassen und in den Kneipen Zürichs machte während der folgenden Tage der Janhagel seiner Freude über das Geschehene offen Luft. „Das ist den dütschen Kaiben ganz recht geschehen, daß sie mal uff dä Hund gekriegt.“ Mit Land und Leuten Unbekannte hätten sich über solche Aeußerungen um so mehr verwundern müssen, als sich unter dem Pöbel wiederum Glanzhüte und Lack-

*) Sogar der französische Bonze, welcher bei der Tonhalle betroffen wurde, die Taschen seiner Soutane mit Steinen beschwert. Eine Abscheulichkeit wie die vom 9. März würde ja, so zu sagen, nicht ganz und vollständig gewesen sein, wenn nicht auch ein Pfaffe dabei thätig gewesen wäre.

stiefeln befanden. Das Frohlocken über einen niederträchtigen Rechts- und Friedensbruch, über die Bedrohung, Beschimpfung und Gefährdung hilfloser Frauen, deren Geschlecht und Hilflosigkeit sogar unter Kabylen und Zulukaffern respektirt wird, das Frohlocken auch über die kläglich erwiesene Ohnmacht von Gesetz und Behörden verstummte freilich, als die Sachen eine Wendung nahmen, welche die ganze politische und soziale Ordnung der Republik Zürich offen bedrohte, und als die Entrüstung aller rechtlichen Leute offen ausbrach, um das Geschehene zu verdammen. Unter der Wucht dieses Verdammungsspruches wagten selbst durch und durch Verfranzos'te nicht, das unerhört infame Gebaren jener französischen Offiziere zu vertheidigen, welche mit blanken Säbeln eine friedliche und wehrlose Versammlung angefallen hatten und mittels Stuhlbeinen und Notenpulten zusammengeschlagen worden waren, — jener heroischen Söhne der „grande nation“, welche vor den deutschen Waffen mit der Schnelligkeit von achtbeinigen Hasen über die schweizerische

Gränze geflohen waren und jetzt die verblichene französische Gloire dadurch wieder aufzufrischen trachteten, daß sie den Frauen der Deutschen, als dieselben aus der bestürmten Tonhalle endlich heimgeleitet werden konnten, an den Straßenecken auflauerten, um ihnen aus dem tiefsten Pfuhl der pariser Lüderlichkeit geschöpfte Lästerungen nachzuschleudern.

Die gesammte achtungswerthe und sich selbst achtende Presse der Schweiz hat in Beurtheilung und Verdammung des 9. März ihre Pflicht gethan. Sie hat auch das gute Recht der Deutschen und das durchaus korrekte und tadellose Verhalten derselben am 9. März offen anerkannt. Daß dagegen die Jesuiten- und Kommunistenblätter ihrem schlecht oder gar nicht maskirten Jubel über die der deutschen Nationalität angethane Beleidigung Ausdruck gaben, war ganz in der Ordnung. Ebenso, daß diese Organe des Loyolaismus und des Babeufismus, wissendlich lügend, den „Dütschmicheln" die Schuld des ganzen Ereignisses aufbürdeten.

Bedenklicheren Staub hat das Votum des Referenten der Kommission aufgerührt, welche der züricher Kantonsrath in Sachen bestellte und die ihren Bericht am 14. März erstattete. Man hat diesem Referat vorgeworfen, daß es eine Rechtfertigung nicht nur, sondern auch geradezu eine Glorifikation des schweizerischen Deutschenhasses gewesen sei, und jedenfalls war es eine Kundgebung der Franzosenliebe. Das „Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation“ war darin rührsam verwerthet. Vielleicht wäre es aber doch auch für einen Franzosenliebhaber, wenigstens in seiner Stellung als Referent, schicklich gewesen, nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, wer den Krieg verschuldet und begonnen hat. Ja, vielleicht wäre es bei dieser Gelegenheit nicht nur schicklich, sondern auch geboten gewesen, in einem schweizerischen Rathsal auszusprechen, daß, wer ein so großes Frevelspiel spielt, wie Frankreich im Juli von 1870 eins anzuheben beliebte, darauf gefaßt sein muß, schwer zu verlieren und die Folgen seines Unterfangens zu tragen. Vielleicht

endlich wäre es wie dem Herrn Referenten so auch dem Herrn Präsidenten des züricher Kantonsraths nicht übel angestanden, den feige beschimpften Deutschen ein Wort der Genugthuung zu gönnen. Populär freilich wäre das für den Augenblick nicht gewesen, wohl aber ehrenhaft für immer. Man dient auch dem souveränen Volke besser damit, daß man ihm die Wahrheit sagt, als damit, daß man seinen Vorurtheilen schmeichelt oder seine Verirrungen beschönigt.

Zwei Mitglieder des Kantonsraths, auf verschiedenen Parteistandpunkten stehend, aber nicht allein von ihren Parteigenossen, sondern von allen urtheilsfähigen Schweizern den Besten ihres Landes beigezählt, haben gegen die von dem Herrn Referenten am 14. März aufgestellte und „naturwissenschaftlich" begründete Theorie des Deutschenhasses entschiedene und beredte Verwahrung eingelegt und dadurch alle Männer von Urtheil und Ehre, ob Deutsche oder Schweizer, zum Danke verpflichtet. Gleichwohl ist es nur gerecht, anzuerkennen, daß der Herr Referent in der Haupt-

sache rechthatte. Der Deutschenhaß war und ist in der deutschen Schweiz vorhanden, und falls in einer so ernsten Sache ein schlechter Witz statthaft wäre, könnte man das weiter oben angezogene Sprüchwort dahin erweitern: Kinder, Narren und Referenten sagen die Wahrheit. Doch war die Wahrhaftigkeit des Herrn Referenten nur eine halbe oder vielmehr die erste Hälfte seiner Aufstellung enthielt eine ganz unbestreitbare Thatsache, die zweite dagegen einen grellen Irrthum. Denn es ist unwahr, daß der Deutschenhaß im Kanton Zürich und anderwärts in der Schweiz von so jungem Datum, wie der Herr Referent andeutete, und es ist nicht minder unwahr, daß dieser Haß durch die „Machtstellung ersten Ranges", welche die deutsche Nation neuestens erlangte, hervorgerufen sei. Du lieber Gott, schon in meinen Knabenjahren hörte ich in der Schweiz hundertmal den Schimpfnamen „dütscher Kaib" fliegen, von den Angehörigen eines durch und durch, man möchte fast sagen viereckig deutschen Volksstamms den Deutschen gegeben. Das ist gerade, wie

wenn ein vom Judenthum abgefallener Jude seinen Stammesgenossen ein „Hepp! Hepp!“ zugeiferte.

Die Anfänge des Deutschenhasses in der Schweiz reichen bis ins Mittelalter zurück, bis in die Zeiten des sempacher, appenzeller und schwäbischen Krieges, und es untersteht keinem Zweifel, daß sich in der Menge von Geschlecht zu Geschlecht die mumisirte Erbitterung von damals bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. In Folge einer märchenhaft albernen, aber festeingewurzelten Begriffsverwirrung sieht und kennt der große Haufe hier zu Lande noch heute in Deutschland nur die Heimat fabelhafter „Zwingvögte“ à la Geßler und identifizirt mit dem Hut dieses mythischen Tyrannen des Mittelalters die preußische Pikelhaube unserer Tage. Aus diesem Knäuel von Unsinn wissen die berechnenden Deutschenhasser geschickt die Fäden herauszuspinnen, woran sie ihre Marionetten tanzen lassen. Nichts paßt weniger in den Kram dieser deutschenfresserischen Jesuiterlinge und Ochlokraten als bekannt werden

zu lassen, daß das Deutschland von heute in intellektueller und moralischer Beziehung, in Volksunterricht, Gemeindewesen, Verwaltung, gewissenhafter Verwendung der Staatsgelder, Integrität der Beamten und Richter, in gesicherten Rechtszuständen, in Wissenschaft und Wehrhaftigkeit thurmhoch über Frankreich steht. Eine Vergleichung der Verhandlungen des ersten deutschen Reichstags in Berlin mit den gleichzeitigen der französischen Nationalversammlung in Versailles müßte selbst dem Verbohrtesten klarmachen, auf welcher Seite erleuchteter Patriotismus, wirklicher Freisinn und wahrer Freimuth. Die niederschmetternde Art, womit der deutsche Reichstag gleich in der Adressedebatte die Tendenzen und Ränkeleien der Ultramontanen zurückwies, könnte den Schweizern zeigen, daß sich Deutschland ganz anders zu Rom stellen werde als die französische „Schwesterrepublik“, welche 1849 den Stuhl Petri wieder aufrichtete, in einer Blutlache wieder aufrichtete, und 1871 sofort wieder mit dem „unfehlbaren“ Papst, dem Verkündiger des Syllabus

von 1864, zu kokettiren begann. Freilich, die Deutschenfresserei schwindelt sich über alle diese Thatsachen mittels etlicher aus einem thiers'schen Lügenbuch aufgeschnappter Revolutionsphrasen hinweg.

Doch ich will diesen Gegenstand um so weniger hier weiter verfolgen, als ich hoffe, denselben binnen kurzem gründlicher und umfassender behandeln zu können in einer Schrift, welche die kulturgeschichtlichen Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Deutschland und der Schweiz allseitig erörtern und darlegen soll. . . .

Sie haben, lieber Freund, von mir zu wissen begehrt, wie denn meine persönliche Betheiligung an dem unterbrochenen deutschen Friedensfest vom 9. März gewesen sei. Das ist bald gesagt. Ich lebe so zurückgezogen, daß ich von der Absicht, eine solche Feier zu begehen, erst durch die öffentliche Einladung dazu erfuhr. Hätte ich einen Rath zu geben gehabt, so würde ich das Vorhaben widerrathen haben. Nicht als ob wir Deutsche nicht das klarste, vollste Recht dazu gehabt hätten,

sondern vielmehr nur, weil ich eine Störung befürchtete, welche ich im Interesse der Schweizer wie der Deutschen vermieden wissen wollte. Die Störung sah ich mit Bestimmtheit vorher, was keine Kunst war, da dieselbe mit kynischer Schamlosigkeit öffentlich angekündigt wurde. War doch die Franzosensympathie hier und anderwärts bis zur Ekstase gesteigert worden durch die Anwesenheit der Tausende von Bourbakikern, — eine jener Unbegreiflichkeiten, an welchen das Menschen- und Völkerleben so reich ist. Im Laufe des Vormittags vom 9. März erfuhr ich aus ganz zuverlässiger Quelle, daß französische Offiziere, welche in Privathäusern logirten, ihre Säbel — nicht im figürlichen, sondern im wörtlichen Sinne — „zu einer Attake auf den deutschen Kommers“ geschärft hätten. Ob, was in meiner Zurückgezogenheit mir zur ungesuchten Kenntniß kam, den Behörden verborgen bleiben konnte oder nicht, weiß ich nicht zu sagen. Ob im bejahenden Falle die Begeisterung für die Franzosen nicht soweit hätte zurücktreten sollen, daß sie für ernstliche und

bei Zeiten getroffene Vorbereitungen, das beabsichtigte Bubenstück der säbelschärfenden Söhne der „lieben Schwesterrepublik“ zu verhindern, Raum ließ, will ich dahingestellt sein lassen. Nur meine ich, daß man der „Schwesterrepublik“ durch die Verhinderung des ehrlosen Attentats einen bessern Dienst erwiesen haben würde, als durch das Geschehenlassen.

Mochte ich an das Verhindern oder Geschehenlassen glauben, einerlei, ich hätte es, obzwar seit Jahren geräuschvolle Versammlungen nicht mehr nach meinem Geschmacke sind, für eine Feigheit gehalten, von dem Feste wegzubleiben, nachdem dasselbe einmal angesetzt war. Um so mehr, als ich aufgefordert worden war, den Ehren- und Dankspruch auf das deutsche Heer auszubringen, und ich es für eine unumgängliche Pflicht und Schuldigkeit jedes Deutschen ansah, diesem wahrhaft und wirklich „herrlichen Kriegsheer“ Ehre zu erweisen und Dank zu zollen; wäre es auch, abgesehen von allem anderen, nur darum gewesen, weil dieses Heer deutsche Frauen und Mädchen

vor dem Entsetzen bewahrte, die Bestialität der Turkos, Gums und anderer Vettern der Gorillas erfahren zu müssen, welche Träger der französischen Civilisation einer in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1870 von seiten des bonaparte'schen Ministers Gramont an den badischen Gesandten in Paris gerichteten Botschaft zufolge auf sie losgelassen werden sollten.

Der Angriff auf die Tonhalle begann mit der Feier zugleich und hat volle vier Stunden und darüber fortgedauert. Schon während der Eröffnungsrede des Festpräsidenten Wislicenus hob draußen das Indianergeheul an und drinnen das Fallen der durch die Hochlichtfenster des Sales geschleuderten Steine und Steinkohlenbrocken. Von einer Herausforderung war auf unserer Seite nicht einmal in Gedanken, geschweige in Worten die Rede*). Das Weitere wissen Sie.

*) Wie von Ihnen selbst, lieber Freund, ist mir aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz von seiten mir bekannter und unbekannter Männer und Frauen die briefliche Aufforderung zugekommen, das zu veröffent-

Leider muß ich aber noch einen traurigen Punkt berühren. Diesen, daß bei einer Anzahl,

lichen, was ich in der Tonhalle gesprochen. Ich entsprach bislang diesen freundlichen Wünschen nicht, maßen mir nicht einfiel, so einer Gelegenheitsrede, wie die Stunde sie bringt und fortnimmt, mehr Bedeutung beizulegen, als sie hat und haben kann. Weil ich nun aber in schamlos verlogener Weise bezichtigt worden bin, durch meine Rede die Franzosen und ihre schweizerischen Verehrer herausgefordert zu haben, will ich zum Gegenbeweise Ihrem und anderer meiner Freunde und Freundinnen Begehren nachträglich entsprechen. Den sorgfältigen Referaten der „Neuen Züricher Zeitung“ und der „Züricherischen Freitagszeitung“ — (die letztere brachte in ihrer Nr. 11 die einläßlichste, beste Darstellung der Vorgänge vom 9. März, geradezu ein historisches Dokument) — verdanke ich die Möglichkeit einer authentischen Rekonstruktion meiner Aeußerungen, für welche ich nur eine ganz kurze Disposition entworfen hatte. Hier ist die Rede: —

Liebe Landsleute! In diesen Tagen thun sich unsere Volksgenossen überall zu Hunderten, zu Tausenden festfeiernd zusammen und überall regt sich in den Festgästen als herrschende Stimmung das seit vielen Jahrhunderten nicht annähernd so wie heute berechtigte Gefühl: Wir sind Deutsche! Und wie könnte es anders sein? Ungeheures, ja man darf in mehr als einer Beziehung geradezu sagen nie Dagewesenes hat die deutsche Nation innerhalb weniger Monate vollbracht, nachdem sie, so lange ein Volk

wenn auch nur bei einer sehr kleinen Anzahl von Deutschen in der Schweiz wie anderwärts das am

---

von Träumern gescholten, zum Erstaunen der Welt wie mit **einem** Sprung als ein Volk der That auf die Weltgeschichtebühne getreten.

Nicht aus eitler Ueberhebung wollen wir so sprechen. Ein zu furchtbar tragisches Beispiel, zu welchem tiefen Sturz und Fall der Hoch- und Uebermuth führe, ist so eben an unseren Augen vorübergegangen. Auch ziemt es sich für das erste Kulturvolk der Erde — denn das sind die Deutschen, mag der Neid diese Thatsache hinunterwürgen oder mag er daran ersticken oder mag er, wie eben jetzt geschieht, mit Steinen darnach werfen — ja, für das erste Kulturvolk der Erde ziemt es sich nicht, mit Haß und Hohn auf den besiegten Feind hinabzublicken; wohl aber steht es uns an, gerade dermalen uns zu erinnern, was die Welt und Deutschland selbst dem besseren Geiste Frankreichs vordem zu verdanken hatten. Gerade jetzt, wo der Friedensschluß von Versailles den Sieg Deutschlands unwidersprechlich dargethan hat, wollen wir uns erinnern, daß in demselben Versailles vor 82 Jahren eine von glückverheißenden Sternen funkelnde Augustnacht schimmerte, aus welcher das Morgenroth eines freieren und menschenwürdigeren Weltalters hervorgebrochen ist und über Europa hingeleuchtet hat. Selbst die Ausbrüche tobsüchtigen Hasses, von denen das besiegte Frankreich schwillt und überquillt, sollen uns nicht hindern, gerecht zu sein. Diese Verleumdungen, Beschimpfungen und

9. März dahier Geschehene eine nicht geringe Schadenfreude erweckt hat, welche sich freilich nicht

---

Drohungen, was sind sie mehr als Wind und Worte? Sollten sie aber mehr sein, sollte aus dieser Windsaat ein neuer Sturm aufgehen, nun wohlan, dann werden die Männer auch wieder da sein, welche in schlichter Heldengröße die deutschen Siegesfahnen von Weißenburg und Wörth über Mars la Tour, Gravelotte, Vionville, Sedan, St. Quentin, Beaupaume, Orleans, Le Mans, Héricourt und Mömpelgard nach Paris getragen haben. Und sollten diese Männer schon hingegangen sein, so werden ihre Söhne und Enkel an ihrer statt auf den Plan treten. Dafür, für die Mannhaftigkeit, Streitbarkeit und Vaterlandsliebe der nachwachsenden Geschlechter bürgt uns ja herrlich all das Heldische, was die deutsche Jugend in diesem Kriege gethan hat.

Dummheit, Unwissenheit, Lüge, Neid und Bosheit sind große Gewalten auf Erden. Aber die vereinigte Macht dieser fünf Großmächte reicht doch nicht aus, den Ruhmesglanz des kolossalen Werkes zu trüben, welches Deutschland binnen sieben Monaten geschaffen hat. Mit dauernderen Flammenzügen, als sie der Blitz in Felsen schreibt, wird die Geschichte die Einzelnheiten dieser Arbeit in das Buch der Ewigkeit schreiben und dort wird, wenn die Leidenschaften, die Verhetzungen und Gehässigkeiten von heute längst verschollen sein werden, zu lesen sein, daß die Großartigkeit des welthistorischen Drama's von 1870—71 auf deutscher Seite wesentlich beruhte 1) auf der quellen-

offen, aber doch versteckt hervorwagte, z. B. in züricher Korrespondenzen an die „Frankfurter

---

lautern und spiegelblanken Reinheit und Gerechtigkeit unserer Sache; 2) auf dem Alleinstehen deutscher Nation, so daß sie ohne alle und jede Beihilfe von außen, aus ihres Wesens innerstem Kern heraus, ganz und gar aus eigener Kraft ihre staunenswerthen Erfolge gewann; 3) auf der beispiellosen Einheit aller Volksschichten, Stände und Berufsklassen in dem nationalen Gedanken.

Allerdings gab es eine Minderheit, glücklicher Weise eine verschwindend kleine Minderheit, zusammengesetzt aus schwarzen und rothen Pfaffen, aus den Fanatikern des ultramontanen und des kommunistischen Afterglaubens, welche Minderheit von dieser Einheit sich ausschloß. Allein wir wollen sie nicht verfluchen, sondern nur bemitleiden. Denn, fürwahr, wer so klein denkt und so niedrig fühlt, daß er, wo es um das Sein oder Nichtsein seiner Nation handelt, nicht vermag, das Vaterland über die Partei zu stellen, der ist nicht einmal des Hasses würdig, sondern verdient nur achselzuckendes Mitleid.

Ein viel gewichtigeres Motiv der Trauer war für den Patrioten der Umstand, daß in den Reihen der deutschen Stämme, die sich brüderlich zu Schutz und Trutz um unsere Mutter Germania stellten, einer vermißt wurde, ein bravster, die Deutschöstreicher. Aber auch diese Wolke, viele Zeichen deuten darauf hin, kann vorübergehen und unschwer ist es zu prophezeien: Kommen wird der Tag, wo, wann die Mutter den Fragerufe erhebt: Wo ist meine

Zeitung". Solche Schadenfreude paßte ganz gut zu dem übrigen Gebaren jener Jämmerlinge von

---

Tochter Austria?, diese zur Antwort gibt: Hier, bei dir und für allzeit!

Das Bewußtsein des Rechtes, das Gefühl der Einheit, die greifbar deutliche Empfindung der Nationalkraft, sie waren es, welche dem deutschen Heere seine Unwiderstehlichkeit gegeben haben. Dieses Heer stellt dem bewundernden Auge sich dar als die hoch und stolz aufgegangene Männersaat, welche unsere großen Denker und Dichter gesät, gepflegt, gejätet und gezeitigt haben. Alles Edelste und Beste, was der deutsche Genius je gedichtet und getrachtet, gewollt und erstrebt, jeder deutsche Soldat, vom leitenden Strategen bis zum letzten Fuhrknecht herab, trug es bewußt oder unbewußt in der Brust. Großes leistete darum die strategische Wissenschaft der Feldherrn, Größeres die taktische Tüchtigkeit der Offiziere, Größtes die Mannszucht, Hingebung, Ausdauer und Todesverachtung der Truppen. Ehre, dreimal Ehre den Ersinnern und Ausführern des Feldzugsplans; ihre Namen werden die Jahrhunderte hinabglänzen. Aber mit noch tieferer Ehrfurcht, mit noch innigerer Dankbarkeit laßt uns der namenlosen Helden gedenken, die in Frankreichs Boden in vom Pfluge bald zerwühlten Gräbern schlafen, der Helden, deren Namen kein Lied, kein Heldenbuch nennt und die nur fortleben in der Erinnerung ihrer vielleicht in Noth und Kümmerniß gestürzten Wittwen und Waisen. Möge die Nation in vollem Maße ihrer Pflicht gegen diese

Renegaten, welche um das Lob der Feinde ihres Vaterlandes warben und buhlten dadurch, daß sie

---

Hinterlassenen nachkommen, wie wir selbst, hoffe ich, auch heute derselben nicht vergessen werden.

Es ist unmöglich, in den Rahmen einer flüchtigen Tischrede auch nur andeutungsweise die Großthaten zu fassen, welche das deutsche Heer vom August 1870 bis zum Februar 1871 vollbracht hat. Vom ersten Zusammenstoß mit dem Feinde bis zum letzten, vom Hineinstürmen der deutschen Harste in die Gassen von Weißenburg bis zum Ende jenes viertägigen Riesenkampfes bei Mömpelgard, wo unsere Soldaten das einfache Heldenwort: „Hier kommt kein Franzos durch! Eher dämmen und stopfen wir alle Wege und Stege mit unseren Leichen" — sprachen und erfüllten, überall klingen die Kunden von den Märschen, Schlachten und Belagerungen wie die Gesänge eines nibelungischen Epos und als Grundbaß trägt und bindet die mannigfaltigen Klänge das deutsche Pflichtgefühl. Nicht erkühne ich mich, die Fülle staunenswerther Thatsachen, welche dieses Heldengedicht der Wirklichkeit enthält, kennzeichnen zu wollen. Nur auf einen wundersamen Zug mit Betonung hinzuweisen gestatten Sie mir noch: derselbe gute deutsche Schwertschlag, welcher den erlogenen, erschlichenen, erfrevelten Thron des Pseudo-Bonaparte bei Sedan zu Staub zermalmt hat, er öffnete den Italienern die Thore von Rom.

Damit genug. Laßt uns, liebe Landsleute, dem ersten wirklichen und wahrhaften deutschen Nationalheer, welches

dasselbe zur gleichen Zeit, wo es halb ein Lager und halb ein Lazareth war, in der Fremde schmähten und höhnten.

Dieselbe Sorte von Pflichtvergessenen hat daheim, um die sich vollziehende Einheit Deutschlands möglichst aufzuhalten, mit den Erzfeinden deutscher Geistesfreiheit, Bildung, Sitte und Macht sich verbündet, mit jenen Judassen, deren Wiege zwar auf deutschem Boden stand, welche aber kein Vaterland kennen und anerkennen als den Vatikan oder vielmehr das Stammhaus der Jesuiterei, die casa di Gesù in Rom. Als Bundesgenossen der Jesuiten haben sie echtjesuitisch geredet und gehandelt. Sie nahmen sogar das Privilegium, das Monopol des Patriotismus in Anspruch, *sie*, welche die namenlos barbarische Austreibung der Deutschen aus Frankreich, die

---

uns von dem jahrhundertelangen Jammer der Vaterlandslosigkeit befreit und auf seinen Siegesfeldern in Frankreich das neue deutsche Reich mit Blut und Feuer getauft hat, wie mit erhobenen Gläsern so mit erhobenen Herzen darbringen ein dankbar helles Hoch und Hurrah!

Wegnahme und Zerstörung wehrloser deutscher Handelsschiffe nach dem „bestehenden Völker- und Kriegsrecht" ganz „gerechtfertigt" fanden, dagegen entsetzt aufschrieen, wenn man den geliebten Franzosen deutscherseits ein bißchen wehethat; sie, welche der französischen Canaille zur gleichen Zeit, wo diese die Frauen und Kinder der ausgetriebenen Deutschen grausam mißhandelte, liebkosende „Bruderhände" über den Rhein hinüber entgegenstreckten.

Bei allen diesen Gesellen, den zurechnungsfähigen und den unzurechnungsfähigen, zeigte es sich recht deutlich, was aus dem Menschen wird, wenn er sich von den „starken Wurzeln seiner Kraft", von dem Trieb und Gedanken des Vaterlandes, losreißt. Ein halt- und saftloser Stamm, dessen dürre Aeste und blätterlose Zweige mißtönig im Phrasenwinde klappern und der, statt Früchte zu tragen, nur die Misteln der Phantasterei, der Selbstüberschätzung und der Sekteneitelkeit ansetzt. Die Zurechnungsfähigen unter der Schar erscheinen bei näherem Zusehen meist als unsaubere

Bursche; auf die Unzurechnungsfähigen wirken, wie Glitzerblech auf schnatternde Elstern wirkt, die verrückten Bombastreden von einer allgemeinen Menschenbruderschaft, von der Völkersolidarität, von den Vereinigten Staaten von Krähwinkel, Flachsenfingen und Kuhschnappel, von der Universalrepublik, von dem ewigen Frieden und dergleichen Chimären mehr. Wenn die Herren Chimärenspinner und Bombastweber sich mal auch nur die Mühe geben wollten, sich selber und in ihnen den Menschen, wie er ist, kennen zu lernen, sie würden sich schämen, solches Narrenzeug fernerweit herzusalbadern. . . .

Sie wissen, lieber Freund, wie ich mich von Anfang an zu der weltgeschichtlichen Frage oder vielmehr Thatsache des deutsch-französischen Krieges gestellt habe. So, wie ich mußte, wie ich gar nicht anders konnte; so, wie sich alle unsere republikanischen Gesinnungs- und Schicksalsgenossen von 1848 diesseits und jenseits des Ozeans, soweit sie Männer von Kopf, Herz und Ehre geblieben, dazu gestellt haben. Wie Deutschgeborne

hier, wo es sich nicht um Prinzipienfragen, nicht um Parteistellungen handelte, sondern darum, ob das Deutschthum der Franzoserei oder diese jenem obsiegen sollte, auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein konnten, war und ist mir rein unbegreiflich. Ebenso, wie es Menschen geben konnte, die sich in einer solchen Zeit der Unbill erinnern mochten, welche ihnen von seiten deutscher Regierungen widerfahren war. Uns anderen ist Germania doch wahrlich auch keine verzärtelnde Mutter gewesen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil! und ich für meine Person hoffe, nie etwas von ihr erbitten zu müssen, nicht einmal ein Grab; aber ihr darum einen jämmerlichen Groll nachtragen, nicht von ganzem Herzen und nicht mit ganzer Seele für sie und bei ihr sein in höchster Gefahr, das Vaterland bemängeln und benörgeln, während es einen Kampf auf Tod oder Leben kämpft — nicht um die Welt!

Das neue deutsche Reich ist da. Ob uns seine Verfassung gefalle oder nicht, ist ganz gleichgiltig. Wir Nebendraußenstehenden haben gar

kein Recht, zu verwerfen, was sich die gesammte Nation gefallen läßt. Zudem sind wir beide, lieber Freund, viel zu alt, um mit Verfassungen Abgötterei zu treiben. Wie viele „musterhaft" konstitutionelle, wie viele noch „musterhaftere" republikanische Verfassungen hat Frankreich schon gehabt und was sind sie allesammt gewesen? Werthlose Stücke Papier, eins nach dem andern in der Lumpenkammer der Weltgeschichte verschwunden. Wo der wahre Geist der Freiheit nicht in der ganzen Anschauungs- und Empfindungsweise eines Volkes, nicht in den Sitten, nicht in allen Adern seiner Kultur lebt und webt, da bringt ihn keine Revolution und keine Verfassung.

Daß es Leute gibt, welche der kolossalen weltgeschichtlichen Thatsache der Neuaufrichtung des deutschen Reiches ihre „Anerkennung" versagen, ist wahr. Daß bei weitem nicht alle Narren in Narrenhäusern untergebracht sind, ist auch wahr. Man sagt sogar, dieser oder jener sei im deutschen Reichstag untergebracht, allwohin die gut weißgelbe Stadt Hannover einen berühmten Orien-

talisten abordnete, damit er für das „erhabene Haus der Welfen“ sich lächerlich mache „bis an das Ende der Tage“. Ich möchte wahrlich dem guten alten Herrn nicht zu nahe treten. Im Gegentheil, ich erinnere mich mit Dankbarkeit, daß ich vor Zeiten bei ihm den Pentateuch und den Jesaia nicht ohne Nutzen gehört, item aus seiner Hand den Doktorhut empfangen habe, und dankbar wünsche ich, daß es dem Trefflichen noch eine lange Reihe von Jahren gegönnt sein möge, gesunde Heiterkeit im deutschen Reichstag zu verbreiten. Ganz abgesehen von seinen vielen ehrenwerthen Charaktereigenschaften, steht der Mann, gelegentlich bemerkt, schon um seiner Ergötzlichkeit willen hoch über jenen steifleinen langweiligen Hofräthen aus Byzanz oder anderswoher, welche nach allen Regeln der lateinischen Grammatik von Zumpt und der griechischen Metrik von Ritschl vor Napoleon dem Dritten ihre gelehrten Genuflexionen verrichtet haben.

Doch ich sehe, lieber Freund, es ist Zeit, zu schließen, weil ich, weiterplaudernd auf Abwege

gerathen könnte. Daher nur noch dieses: — Allen verständigen Leuten muß die Phrasenlosigkeit, muß der nüchterne, geschäftsmäßige Ton gefallen, welcher die Staatsaktionen des neuen deutschen Reiches kennzeichnet. Auch so entschiedene Skeptiker wie wir beide, die wir wie der Politik so auch allem Menschlichen einen keineswegs hohen Werth beilegen, dürfen, scheint mir, darin eine Bürgschaft sehen, daß in Zukunft unser Vaterland überall, wo es nöthig, statt großer Worte rechte Thaten haben werde. Nur mit allen siebenhundert Nägeln der Dummheit und Unwissenheit vernieteten Blechschädeln ist es nicht einleuchtend, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches als einer Großmacht ersten Ranges inmitten Europa's eine politische, sittliche und civilisatorische Nothwendigkeit war. Schon im Hinblick auf die ungeheure, zweifelsohne bald wieder südwärts und westwärts ausgreifende Expansivkraft Rußlands. Im Uebrigen wird das neue deutsche Reich kein Reich ewigen Friedens, rosenrother Freiheit und himmelblauer Glückseligkeit sein, kein Phantasie-

staat à la Platon, Morus, Kampanella, Harrington u. s. w. Das Ideal ist ja nicht dazu da, verwirklicht, sondern nur, angeschaut, gewünscht und erstrebt zu werden. Es ist das bekannte schöne „morgen", welches niemals kommt.

Von Herzen Ihr alter

J. Scherr.

Ein liebendes Weib.

Die Liebe, ach, die Liebe,
Sie ist mitunter grausam trübe!
Sprach der Salat nachdenklich zu der Rübe.
Ritornell aus Nettuno.

1.

Du bist wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforstes stundenlang geschritten? Wenn ja, so wirst du dich des Ueberdrusses erinnern, welchen dieser Gang dir verursachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer Dasselbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philister, so zu sagen, Langeweile ausdünstend. Ein Stamm glich dem andern so doppeltgängerisch, wie sich die „ungarischen Nationalgesichter“ in Brentano's tollschöner Novelle gleichen. Du konntest meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweifelung über ihr trostlos prosaisches Dasein vergossen. Nichts kürzte dir den ermüdenden Weg, kein springendes Eichhörnchen, kein Amselschlag, nicht einmal das Ge-

hämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, so daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenstral durch die braunschwarze Monotonie und du siehst aus derselben mit froher Ueberraschung den schlanken weißlichgrün schimmernden Stamm einer prächtigen Buche emporsteigen. Wie die Waldkönigin unter das Föhrengesindel gekommen, wer weiß es? Aber sie ist da in ihrer ganzen Buchenschönheit. Einsam und hoch hebt sie sich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift sie mit ihren schöngeschwungenen Aesten über alle die Föhrenspitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht schwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfensaiten zu süßem Geflüster rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege statt der prächtigen Buche mit einmal eine riesige Eiche entgegen, alt, verwittert, fast

versteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr gestalteten Aesten und sturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Gespenst eines Baumes als ein Baum. Aber du athmest doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als schönen Erscheinung. Die alte Eiche mit ihrer grotesken Unform imponirt dir, sie ruft dein Auge wieder wach, das die zahllosen Baum-Uniformen, durch welche du hingeschritten bist, ganz schläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, sondern auch das vollendet Häßliche umfließt ein gewisser Nimbus. Der Satan Miltons ist nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aesthetik des Häßlichen“ geschrieben und bekannt ist, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Häßlichkeit wieder schön werden, wenigstens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann sie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanschaft stehen. Eine häßliche Frau dagegen kann nicht verführerisch sein, weil an dem Begriffe Weib das Postu-

lat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Postulate Farbe und Duft. . .

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforstes die schmucke Buche oder die groteske Eiche, das ist in der monotonen Steppe der Weltgeschichte der dämonisch angelegte und bewegte Mensch. Ob der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erschrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirst du staunend auf ihn hin und zu ihm aufblicken und wirst anerkennen müssen, daß so ein Mitmensch zwar auch wie du ein leidiger Mischmasch von Staub und Feuer sei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeisatz weit, weit überwiege.

Der dämonische Mensch ist besessen von seiner Phantasie, von seinem Gefühl, von seiner Liebe, seinem Haß, seiner Leidenschaft, seiner Wahrheit, seinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Bösen, athmet er im Maßlosen, im Extremen als in seiner wahren Lebensluft. Es ist ein und derselbe

Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Cesare Borgia zum Bösewicht macht. Es ist dieselbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Elisabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Aussätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer" schreiben läßt. Es ist derselbe dämonische Stolz, welcher in Rousseau rebellirt und in Napoleon tyrannisirt. Dasselbe Empor- oder Hinabgerissensein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameelhüter Mohammed in einen Propheten und die Kaiserin Messalina in eine Lupanardirne. Du darfst in der Region des Dämonischen alles suchen und wirst darin alles finden, ausgenommen gesunden Menschenverstand, Maß und Regel. Das Dämonische ist reine Phantasiewillkür. Karl Moor spricht das Kredo des Dämonischen aus in dem Sturm- und Drangsatz: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus". Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Kolosse des Unsinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauen-

haften Scheusäligkeit. Die „Freiheit“ des Dämons ist nur die souveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn besitzt, reizt und antreibt. Es ist ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit“, alles außer ihm oder ihr zu unterdrücken und zu beherrschen. Alle großen Kirchenväter und Päpste sind dämonische Naturen gewesen. Wie aber das Dämonische in den Massen schauderhafte Gestalt gewinnt, das wissen die Kenner der französischen Revolutionsgeschichte.

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämonisches. Dämonische Höllengluten glosten und qualmen aus den kätzischen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Ersten. Dämonische Himmelslichter spielen und schimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zusammengepreßte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurstigen Mädchenseele glüht dämonisch heiß in den Liedern und Romanzen unserer jungfräulichen

Annette von Droste. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers ist, und niemals würde eine Frau zu jener cynischen Auffassung der Ehe herabgesunken sein, wie sie ein Poet von Handwerk, der Hagestolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keusch leben kann, ist just wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verspürt, sich entschließt, beständig ein Blasenpflaster zu tragen.“

Wer löſ't das Räthsel „Liebe“? Nur wer das Räthsel „Mensch“, das Welträthsel löſ't. Also niemand. Allbekannt ist das sinnreiche Märchen, welches Platon im Symposion dem Aristophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung schließt: „Jeder von uns ist nur die Hälfte von einem Menschen, maßen wir, entzweigeschnitten, aus einem zwei geworden sind; und darum sucht allzeit jeder (und jede) seine (oder ihre) andere Hälfte.“ Zu deutsch: Jeder Hans sucht seine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt sich beim Manne

offener kund, ist aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei diesem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zusammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr, weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichste und Heiligste zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann ist die Liebe nur eine Entwickelungsphase seines Wesens, für das Weib ist sie alles in allem, Lebenssubstanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit dem Schleier“ gewöhnlich der „schöne Wahn“ entzwei; aber für das Weib ist die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Dasein; denn aus dem Grab ihrer Jungfrauschaft steht triumphirend ihre Mutterschaft auf, ihres Wesens Essenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Schon oft hat man, um das Seelisch-

Selbstlose der Liebe auszudrücken, Dschelaleddins mystisches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot —“

behaglichst vorgebracht. Allein diese Phrase ist, wie noch gar viele andere berühmte Phrasen, eigentlich ein blanker Unsinn. Der „dunkle Despot“, der Geschlechtstrieb, stirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt sie ja, er ist die Liebe selber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb so zu sagen civilisirt, romantisirt, sublimirt, idealisirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder bestreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das strenge Antlitz zu sehen, und welche daher demselben allzeit die Phrasenmaske vorstecken möchten. Auch das Weib sucht in der Liebe zunächst nur die Geschlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur sie tyrannisch dazu zwingt. Ein sittsames Mädchen ist sich dessen sicherlich gar nicht bewußt, wenn sich das, was man „Liebe“ im idealen

Sinne zu nennen übereingekommen ist, in ihm regt. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyrischen Redensarten beiseite gesetzt, ist es doch nur der „dunkle Despot“, welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Brust vor Sehnsucht schwellen macht. Der zarteste Minnesänger unseres Jahrhunderts, Geibel, hat gesungen:

„Die Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt“ —

und gewiß ist das recht hübsch gesagt. Wäre es nur mehr als eine lyrische Lüge! Denn in Wahrheit ist die Liebe kein „Wunder“, d. h. kein Nichtexistirendes, sondern sie ist ein sehr Substanzielles, Thatsächliches, weil eine Naturgewalt. Und sie ist auch, meinen die Erzprosaiker von Pessimisten, keineswegs eine „Gnade“, sondern vielmehr ein Fluch; denn sie zwingt ja den Menschen, sein unseliges Geschlecht fortzupflanzen. Warum ist aber dieser tyrannische Trieb, dieser dunkle Despot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum ist der Mensch da? Warum ist der ganze Erdenhumbug

und der ganze Weltschwindel da? „Quien sabe!“ sagt der Spanier.

Die Frau versteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieselbe — namentlich dann, wann sie erst dem „dunkeln Despoten“ dadurch, daß sie Mutter geworden, den geheischten Tribut gezollt hat — idealischer zu fassen und zu führen als der Mann, bei welchem „sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein merkliches abnimmt, wenn sie auch noch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten läßt“ *). Beim Weibe hält die Befriedigung

*) Hartmann („Philosophie des Unbewußten“, A. 2, S. 189) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebensleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann. Die Liebe ist ein Gewitter: sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach.“ Hartmanns Buch

länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervensaiten desselben in zärtlichdankbare Schwingung versetzt. Hogarth hat das in seinem geistvollsten Bilde („Before and after“) meisterlich zur Anschauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der sechsten seiner herrlichen „Römischen Elegien“ die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm selber sprechen läßt:

„Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus.“

---

ist, auch ganz abgesehen von dem reichen Gedankengehalt und dem wissenschaftlichen Werthe desselben schon darum von Bedeutung, weil der Verfasser als einer der wenigen, sehr wenigen deutschen Schriftsteller der Gegenwart sich gibt, welche den Muth haben, die Dinge mit ihren wirklichen Namen zu bezeichnen und die Wahrheit ungeschminkt zu sagen. Die jämmerliche Prüderie und die zweiächslerische Hofräthelei, welche in unserer Literatur herumscharwenzeln, gehen darauf aus, dieselbe zu einer richtigen englisch-scheinheiligen Theekesselliteratur zu verflauen. Unsere Thee-

Ja, so ist es. Der Mann liebt darum das Weib als solches nur, so lange er ein Mann. Das Weib aber kann noch lieben, liebt noch wirklich, wann es schon aufgehört hat, ein Weib im physiologischen Sinne zu sein. Daraus erklärt es sich, daß der „dunkle Despot“ den Mann zeitweilig zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenso, daß ein liebendes Weib nicht allein lebenslang, sondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott sieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloise nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freundschaft; Heloise dagegen, obgleich sie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesstunde mit leidenschaftlicher Glut. Spötter mögen sagen: Die Sache ist die, daß der Mann wenigstens unter Umständen Vernunft annimmt, das Weib dagegen

---

keßler von Autoren thun in Versen und Prosa so, als bestände das ganze Publikum aus lauter bleichsüchtigen Mädelchen.

unter keinen. Allein selbst Spötter werden sich dazu bequemen, vor Heloise den Hut zu ziehen, während sie mit Achselzucken an Abälard vorübergehen.

2.

Die tragische Geschichte dieses berühmten Paares ist hundertmal geschrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darstellung. Das kommt davon, daß sie, was ja solchen Problemen überhaupt eigen, dem aufmerksamen Betrachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeschichtliche und psychologische Ergebniß zu gewinnen, darf man sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen — eine leichte und angenehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geschichte Abälards und Heloise's zu schöpfen, aus ihrem Briefwechsel*).

*) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutsch gedichtet hat, stellenweise recht

Diese Korrespondenz macht ohne Frage eins der eigenartigsten geistigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteste Gelehrte und die gebildetste Frau ihrer Zeit lassen uns, nach voller gegenseitiger Hingebung durch ein furchtbares Geschick auseinandergerissen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes ist offenbar die größere. Heloise erscheint, obzwar ein Zug von Blaustrümpfelei sich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldisch. Nicht im amazonen-

---

ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft ist nun aber, wenn Fr. von Sontheim in seinem sonst nicht unebenen Büchlein „Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen" (1855) die weiß'sche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'schen Verse als Auslassungen Abälards und Heloise's citirte und schließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer sollte dieses alles im Mittelalter suchen?" Auch von einer „Philosophie der Geschichte für Damen" darf man denn doch fordern, daß der Verfasser die Literatur kenne, auf welche er seine Schlüsse basiren will.

haften, sondern im intellektuellen Sinne. Sie schüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie so kühn eine Frau sie wohl nicht wieder auf das Papier geschleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräischen Hohenliedes. In dieser Pariserin waltete jene „Freigeisterei der Leidenschaft", welche keineswegs erst die moderne Zeit literarisch aufgebracht hat, sondern die sich schon im Mittelalter gar nicht selten sehr entschieden lautmachte. Man denke nur an unseres geisteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Tristan und Isolde, an den Dekamerone, an die französische Fabliaux- und die deutsche Schwankdichtung. Der weisen und wissenden Menschen gab es auch im barbarischen Mittelalter nicht wenige, obzwar sie sehr bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen" möglichst wenig zu „offenbaren." Uebrigens ist es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umständen gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen diese, so sie

können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer fressen.

Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise wurde veranlaßt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariser Katastrophe im Geschicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geschichte seines Lebens und Strebens, seiner Liebe und seines Unglücks. Der Brief ist geradezu ein selbstbiographisches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefschreibers ist nicht zu zweifeln. Die ganze Epistel trägt den Stempel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung schärfer sich regen, erhebt sich der Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratorischer Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfasser mit der Gelassenheit eines Mannes, welcher vom sicheren Uferfelsen aus auf das stürmende Meer, dem er entronnen, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geschrieben — ist nicht etwa sein Geschlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein solcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geschlechtsnamen. Abälard ist nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem seiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantische Bedeutung „Speckleder"*). Der Junge mag sich eines Tages an einem vom väterlichen Gehöfte hereingesandten Stücke Speck erlabt haben, also von dem Magister, welcher vielleicht selber nach so einem Bissen gelüstete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet" beschenkt worden sein, das — eine echtfranzösisch-geschwol-

*) Nach Rémusat („Abelard", I, 13). Von bajo = lingo und lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieser Bedeutung weder im Du Cange noch bei Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

lene Phrase zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen sollte.

Speckleder rühmt seinem Vater nach, derselbe habe viel auf die Wissenschaften („literae") gehalten und habe sich bemüht, ihm selbst und seinen Brüdern eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Wissenschaft war damals das Eingepauktsein im „Trivium" und „Quadrivium", das Sprechen und Schreiben eines Latein, welches nichts weniger als ein ciceronisches gewesen ist, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweise der römischen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektischen Kategorien des Aristoteles, was man „Philosophie" nannte, und endlich viel Theologie. Diese ist eigentlich alles in allem gewesen, maßen das ganze geistige Leben und Streben innerhalb der Schranken des römisch-katholischen Kredo sich bewegen mußte. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geistern, welche gegen diese Schranken angingen und sie zu durchbrechen suchten; aber sie haben sich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Despotin Madonna Ekklesia hielt sich eine „wissenschaftlich“ gebildete Haus- und Sakristeisklavin, welche Philosophia scholastika oder kurzweg Scholastika hieß. Dieses beklagenswerthe Geschöpf mußte sich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin so zu bemalen, zu frisiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieselbe aussah, als wäre sie gesunden Verstandes. Zugleich mußte die arme Scholastika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeisterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholastiker hervorgegangen sind: arme, ärmste Teufel von „Philosophen“, welche die ungeheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem solchen Treiber bildete sich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Diese Schulen waren bischöfliche oder klösterliche, so ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Klosterschulen eingerichtet, wie sie

zur karlingischen Zeit bestanden hatten. Den bedeutendsten Eindruck empfing der wandernde Scholar Abälard von jenem Jean Roscelin, welcher Kanonikus zu Kompiegne und ein wirklicher Denker gewesen ist. Roscelin kann als der Doktringeber der scholastischen Partei der „Nominalisten“ angesehen werden, welche das Element der Beweglichkeit vertraten gegenüber der starren Stabilität der „Realisten“. Der Kanonikus von Kompiegne ging aber über die Gränzmarke der dialektischen Zungendrescherei von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, und von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualifizirbaren Einfälle, auf welche der Mensch kommt, wenn er sich auf den Kopf stellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analysiren und die lächerlichen Widersprüche nachzuweisen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Natürlich erscholl sofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soissons versammelten Synode wurde Roscelins Ketzerei verdammt. Auf

ihn selber hetzte man das „Volk“, welches sich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn so aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und sonstigen Pöbelexcessen wissen gar wohl, daß die kenntnißlose, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit ist und sein wird, das von ihnen angestimmte „Kreuzige!“ in Ausführung zu bringen. Von dem schlechtunterrichteten „unfehlbaren“ Volk an das besser zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade soviel wie die Appellation von dem schlecht unterrichteten unfehlbaren Papst an den besser zu unterrichtenden. Es ist eine der jammerseligsten weltgeschichtlichen Thatsachen, daß das arme unwissende genasführte Volk immer und überall willig war und ist, mit seinen falschen Freunden gegen seine wahren sich zu verbünden. Ja, traurig zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erscheinung von so empörender Natur, daß sie sogar dem mildesten und liebevollsten Herzen, welches je in einer Dichterbrust geschlagen, den Zornschrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt.“ . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der Scholastik, die Politurgeberin der scholastischen Methode, die Ausstralerin der scholastischen Mode. Als zwanzigjähriger Bursch kam unser Speckleckr dorthin, angezogen insbesondere durch die Säule der Wissenden („columna doctorum“), wie der Erzdiakon Wilhelm von Champeaux beehrennamset war, der dazumal der bischöflichen Schule von Paris vorstand. Das war so ein richtiger Kampfhahn der Scholastik, welcher mit dialektischem Flügelwetzen und syllogistischem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quadrivium, das will sagen die gesammte Encyklopädie der „Wissenschaften“ von damals hing ihm nur so zum Schnabel heraus und der Kamm schwoll ihm von dem stolzen Bewußtsein, der geschickteste Wortschaumschläger seiner Zeit zu sein und mit einem unermeßlichen Aufwand von Buch-

staben und Silben, Sentenzen und Schlüssen nichts zu sagen. Aber nicht lange stand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging disputirend gegen den Meister vor und krähte ihn förmlich nieder*).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend, wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Mensch aufsteht und seine mit dem Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattschädel erhebt. Abälard hielt sich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um selber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzusehen, daß er in Paris selbst zunächst noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er sich i. J. 1102 nach Melun, um daselbst seine erste

---

*) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus extiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer.“ Epist. I. Abaelardi. Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 2.

Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entschloß sich „Meister Pierre“, wie Abälard von jetzt an gewöhnlich hieß, seine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um seine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorsteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber sein maßloser Lern- und Lehreifer machte ihn so krank, daß er sich genöthigt sah, auf seiner Laufbahn innezuhalten und sich in seine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauses und fand im Frieden des Dorfes seine völlige Wiedergenesung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard nicht lange in ländlicher Stille zu athmen. Die Aufregungen des Disputirsals und der literarischen Klopffechterei waren ihm schon zum Bedürfnisse geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz seiner Studien, seiner Kämpfe und seines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche sofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien,

heftigen Streitigkeiten und halben Versöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Bischof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachsen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe seiner Wirksamkeit als Lehrer. Von nah und fern strömten einheimische und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, sandten auch Deutschland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmtester Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger Papst, Cölestin der Zweite, saß hörend zu den Füßen von Meister Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher später den Aberwitz der scholastischen Theologie oder theologischen Scholastik in seinem „Magister sententiarum" sehr wirksam systematisirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulsirende philosophische Ader in sich. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er der einzige Philosoph seiner Zeit gewesen sei. Die in ihm arbeitende Skepsis machte ihn dazu. Der Vater alles Wissens, aller Forschung, alles Vorschritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meister Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat.“ Diesen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denselben auszusprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen seiner ersten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meister Pierre doch nicht auf, ein Scholastiker zu sein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen ist seine Thätigkeit als Dozent und Autor doch auch weiter nichts als solche Kameeltreiberei gewesen.

Im Uebrigen war der Herr Kanonikus und Professor nichts weniger als ein Pedant. Von stattlicher Gestalt, weltmännisch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geselligen Talenten ausgestattet, Versemacher, Sänger und Zitherschläger, hatte er einen großen Stand in der Gesellschaft. Seine in der Landessprache gedichteten Lieder, seine Witze, seine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge staute sich auf seinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen sich aus den schmalen Fensteröffnungen, um ihm nachzusehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand seine Löwin.

Er hat selber von sich gesagt, sein Name sei dazumal so groß, sein jugendliches Feuer so

mächtig, die Anmuth seiner Gestalt so vorragend gewesen, daß er von seiten keines Weibes, welches zu lieben er sich herablassen wollte, eine Zurückweisung zu befürchten gehabt hätte*). Das klingt sehr geckisch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das schönste, doch unbedingt das geistvollste, gebildetste und graziöseste Frankreichs war, in leidenschaftlicher Glut für ihn, — die siebzehnjährige im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloise für den achtunddreißigjährigen Meister Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwais'te Mädchen zu sich genommen und seinen Stolz darein gesetzt, seine Nichte zu einer Gelehrten zu machen. Schon

---

*) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem.“ Ep. I. Ab. p. 9.

im Alter von 15 Jahren war sie das nach dem Maßstabe von damals. Sie sprach und schrieb geläufig lateinisch, kannte die römischen Poeten und Prosaiker, hatte einen dämmernden Hochschein vom Griechischen und wußte sogar etliche hebräische Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakonischen Schilderung, welche er in seiner Selbstbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloise's Schönheit sehr kurz und mehr nur negativ als positiv redet und den Accent seiner Erinnerung ganz auf das Wissen und den Ruhm des Mädchens legt*). Der arme Eunuchisirte hatte, als er das niederschrieb, wohl so ziemlich vergessen, wie sehr ihn schon der erste Anblick Heloise's bezauberte, als er i. J. 1117 oder 1118 das

*) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat.“ L. c. p. 9.

schöne Kind zum erstenmal sah. In Wahrheit, der Philosoph war „ganz weg"*).

Meister Pierre redete sich aber nicht ein, in der Liebe das zu sein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weise so zu nennen pflegt. Die Menschen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliedersam und viel mehr minnelüderlich, als Unwissende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit" zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minnesänger haben dies übrigens überall, wo sie nicht im Fistelton der höfisch-ritterlichen Konvenienz, sondern im Brustton wahrer Empfindung sangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit selber eingestanden. Auch damals hat eben die Leidenschaft, wie sie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, sich keineswegs damit begnügt, dem blassen Mond ihre Wünsche vorzuseufzen, sondern sie hat, und zwar nicht sehr

*) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus." Ibid.

skrupelig, nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes gestrebt.

So that auch unser verliebter Speckleckęr und der Geiz und die Eitelkeit seines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm rasch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewissen Grade ebenfalls in seine schöne und hochbegabte Nichte verliebt. Er wünschte den Ruhm Heloise's über alle Welt ausgebreitet zu sehen, um sich in den Stralen dieses Ruhms onkelhaft zu sonnen. Kosten freilich sollte es möglichst wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus") zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimnisse der Philosophie einzuführen und 2) der Miethmann und Kostgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieth- und Kostgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen zu, froh einen Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem Silber und den Geist der Nichte mit dem ge-

diegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus so blind war, mag einigermaßen entschuldigt werden durch den Ruf der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, in welchem Abälard bislang gestanden hatte.

Der Präceptor zog ein in das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm seinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloise lernte nur allzuschnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beschrieben, wie die Schule der Philosophie zur Schule der Leidenschaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatissimum der ars amandi wurde*). Man könnte meinen, daß

*) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus, crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in

Dante diese Schilderung gekannt haben müßte, als er die glühenden und doch so keuschen Schlußterzinen des 5. Kanto seines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geschehen, als sie eines Tages mit Paolo Malatesta in einem Buche las. Es erging dem Meister Pierre und seiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menschenpaaren ergangen ist und noch ergehen wird, genau so, wie es geschrieben steht beim Vater der Isolde Goldhaar: —

„Minne, die Herzensjägerin,
Die schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden recht gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar
Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor gewesen waren zwei."

---

scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur." L. c. p. 10.

Im übrigen hat Abälard in das pathetische Gemälde, welches er von der Exposition und Peripetie seines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komischen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpasser zu täuschen, seiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben*).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logischer Weise die Katastrophe. Dem „freudvoll“ tritt das „leidvoll“, dem „himmelhochjauchzend“ das „zum Tode betrübt“ auf die Fersen.

Plötzlich verging dem Meister Pierre die lustselige Laune, Lieder zu dichten, worin statt der Mysterien der Philosophie die der Liebe gelehrt

*) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent.“

und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum gesungen wurden.

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödsichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu spät schaffte er den Lehrer der Liebekunst aus dem Hause. Die gewaltsame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf einander. Die Leidenschaft suchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim spähte und spionirte, stellte Fallen und legte Netze und richtig ließen sich die Liebenden von ihm fangen, wie dem Sänger Demodokos im achten Gesange der Odyssee zufolge vom armen Hinkebein Hephästos seine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren*). Die näheren Umstände dieses mißlichen Abenteuers und wie er demselben entronnen hat Meister Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

---

*) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula." L. c. 12.

Kurz darauf kam ihm von Heloise eine briefliche Mittheilung zu, die ihn sehr nachdenklich stimmte. Seines Nachdenkens Resultat war aber, daß er die Geliebte nachtschlafender Weile aus dem Hause ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hause, sondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in seine bretonische Heimat und dort in das Haus seiner Schwester. Hier gebar Heloise, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemesser gab*).

Abälard war schon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte sich ab, den vor Entrüstung rasenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, sich der Nachstellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'schen

*) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculum, quem Astrolabium nominavit."

Sippschaft Gehör mit seinem Vorschlag, Heloise in aller Form zu heiraten; nur sollte die Heirat geheimgehalten werden, damit sein Ruf keinen Schaden litte*). Um dies zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harnisch oder aber im Priesterrock steigen konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Ehelosigkeit für die unumgängliche Voraussetzung der Gelangung zu allen höheren und höchsten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte steigen und wähnte die Voraussetzung seines Steigens mittels Geheimhaltung seiner Verehelichung umgehen zu können. Man sieht, der Mann war schon nicht mehr recht verliebt, seine Begierde war gestillt und er setzte die fernerweite Befriedigung derselben der Stillung seiner Ehr- und Ruhmsucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloise, begann jetzt erst

*) Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemessers weigerte sich geradezu, auf den Heiratsvorschlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannschaft herabsänke. Sie bezeichnete es als unschicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geschaffen, sich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu sein*). Sie erklärte geradezu, daß sie einen Ehebund verabscheuen müßte, welcher den Geliebten seiner Freiheit berauben und wie der Philosophie so auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, sie machte sich nichts aus ihrer eigenen Schmach, so nur sein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

In der ganzen Verhandlung erscheint Heloise viel größer als Abälard, welcher ganz augenscheinlich vor dem zornwüthigen und rachsüchtigen

*) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem.“ L. c. 13.

Fulbert Furcht hatte und hauptsächlich durch dieses Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Geliebte zu rehabilitiren, indem er sich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja seinen Aussichten nicht schadete. Was demnach das Weib aus innigster, selbstlosester Liebe nicht wollte, das wollte der Mann aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und schön der himmlische Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angst des Irdischen“. Heloise handelte heldisch, Abälard wand sich und tastete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an sich, der Mann dachte nur an sich. Er kalkulirte, sie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Gelispel von Geigen und Flöten ein schütternder Posaunenton: —

„Stark wie der Tod ist die Liebe!
Fest wie die Hölle ihr Wille!
Sie ist eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!“

5.

Zuletzt wich aber doch Heloise dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, seine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that sie dem geliebten Manne, in welchem sie gerne einen künftigen Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal oder gar Papst gesehen hätte, seinen Willen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in bangem Vorgefühle sprach sie ein prophetisches Wort, welches sich nur allzu sehr verwirklichen sollte*).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter seines Sohnes die gewünschte Einwilligung abzupressen, übergab den kleinen Sternhöhemesser seiner Schwester zur Pflege und führte Heloise nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daselbst ging frühmorgens

*) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor.“ L. c. 16.

in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariser Kirchen die Trauungsceremonie vor sich; die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten sahen sich nur selten und insgeheim. Allein dies gekünstelte Verhältniß konnte nicht von Dauer sein.

Paris war schon damals die Stadt der Aergernisse par excellence. Wie hätte sich die Skandalchronik den kostbaren Stoff von Heloise's Verschwinden und Wiederkehr entgehen lassen können? Erst raunte und dann rasaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die schöne und gelehrte Heloise nach der Bretagne gereis't sei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichsten und unwissendsten Weiber die Einzelnheiten dieser Schamreise am genauesten anzugeben und mit den giftigsten Glossen zu begleiten wußten. Kurz, es gab ein groß Geschrei und unser kanonischer Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, seine Nichte, sie, welche seine Ehre, sein Ruhm, sein Stolz gewesen, sollte als „so

Eine" verschrieen sein? Nimmermehr! Die Lästermäuler sollten zugestopft werden mit der Thatsache, daß Heloise ein ehrliches Eheweib; ja, das sollten sie! Und das dem Abälard gegebene Versprechen der Geheimhaltung seines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und sämmtliche Vettern und Basen der fulbert'schen Sippschaft hin- und sagten aller Welt: Meister Pierre ist der rechtmäßige Gatte Heloise's; das Paar ist in aller Form und Feierlichkeit eingesegnet und getraut; da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung stattgefunden.

Wäre nun die arme Heloise ein gewöhnliches Weib gewesen, statt ein dämonisch bewegtes zu sein, so würde die Sache damit ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätscher und Klätscherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beschäftigende Skandal trat so zu sagen aus seinem Positiv in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloise in hochherziger Selbstvergessenheit: Nein, es hat keine

Trauung stattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, scheltet und lästert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenschild des Ehebundes über das edle Geschöpf zu halten, welches seine Frau war? Nein, er schwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verschwendet an einen Mann, dessen Seelensittige nicht Schwungkraft genug besaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloise behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard sank frühzeitig zur Philisterhaftigkeit herab.

Wie der kanonische Oheim wetterte und zeterte, kann man sich leicht vorstellen. Er that seiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an*)

*) „Vehementer ille commotus, crebris eam contumeliis afficiebat." L. c. 17.

und es steht stark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeschritten sei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geschehen lassen. Es gelang ihm, sein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloise ein Asyl im Kloster von Argenteuil auszumitteln, allwo sie ja von früherher gut empfohlen war, da sie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Klosterschwestern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard sie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, also des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn siedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch, daß er seine rechtmäßige Ehefrau ins Kloster gebracht und ins Nonnenkleid gesteckt hatte, in bequemster Weise sich von ihr losmachen und befreien. Oder sollte, mochte der Kanonikus sich fragen, das Nonnen-

kleid seiner entehrten Nichte für den Lüstling von Specklecker gar nur ein wohlfeiler Deckmantel sein, hinter welchem sich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber sich als Ehemann bekennen müßte? Nein, das wenigstens — so brudelte der überschäumende Topf — soll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie soll nicht in den Fall kommen, ein zweites Astrolabium in die Welt setzen zu müssen!

Und wie gesagt, so gethan. Das Skandal sprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Bestechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'sche Sippschaft eines Nachts in seine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeschreckten Meister nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanonische Oheim das schnöde Attentat nur angestiftet oder aber ob er bei der Ausfüh-

rung persönlich zugegen gewesen, sagt uns Abälard in seinem Berichte nicht*). Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was sie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe seines Berichtes mit kathedrarischer Eitelkeit sagt, es sei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu schildern, welche seine Verstümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloise's. Zur Zeit ganz niedergeschmettert, barg er seine Wunde, seine Scham und seine Demüthigung im Klosterschatten und nahm in der Abtei von Saint-

*) „Adversum me conjurati, nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram."

Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Bestürzung und Beschämung als die Frömmigkeit zu diesem Schritte getrieben.

Noch bevor Meister Pierre die Kutte anthat, hatte sich Heloise den Nonnenschleier umgebunden. Sie hatte sich dazu entschlossen, sobald die Kunde von Abälards Mißgeschick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umsonst hatten die Klosterschwestern, deren Liebling sie geworden, die junge Frau beschworen, ihre Jugend, Schönheit und Gelehrtheit nicht hinter Klostermauern zu begraben. Heloise fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beschlossen sei. Aber sogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verschleierung hatte sie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es ist charakteristisch, daß diese mehr in antik-klassischen als in mittelalterlich-christlichen Anschauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenschleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, schluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus pro-

rumpens ait"), welche Lukan im achten Buche seiner Pharsalia der Kornelia in den Mund gelegt hat*).

6.

Abälard nahm bald seine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode erlebte. Aber mit diesem neuaufgehenden Glanze seiner Wirksamkeit hoben auch wieder die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der sich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müßte, so man alle Gehirnnerven redlich anstrengte, doch wohl end-

*) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam."

lich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Hasses von einem Orte zum andern. Am unerbittlichsten schwang diese Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, besonders dann, als unweit von diesem Kloster Abälard i. J. 1122 bei Nogent-sur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloise und ihre durch den „heiligen" Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Klosterschwestern abtrat.

Bernhard, der strenge Mönch, der enthusiastische Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Mensch, eine dämonische Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indische Brahman von sich behauptete, Glaubensfeuer genug in seinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch so einen Weltbrand wenigstens symbolisch-poetisch veranstaltet, indem er, seiner gränzenlosen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied

von der „Vanitas mundi“ dichtete*), welches Buddha oder Schopenhauer geschrieben haben könnten.

Genau betrachtet, drehte sich der Zank zwischen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeschlag des schon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber solche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen“ der Gesellschaft und wurde daher mit ungeheurem Ernst betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranstalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zusammentrat, erschien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meister Pierre als Angeklagter, welcher aber die Prozedur abschnitt, indem er die Kompetenz der Versammlung bestritt und an den Papst appellirte. Da kam er aber übel an.

*) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?“ cet.

Der Inhalt des ganzen Liedes faßt sich zusammen in der Schlußzeile:

„Felix, qui poterit mundum contemnere.“

Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden sollten und daß ihrem Verfasser als einem Ketzer („tanquam haeretico") ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen sei. Der also Gemaßregelte wollte nun selber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papst auf den besser zu unterrichtenden sich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet sein könnte! Unterwegs wurde er aber im Kloster Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten und dieser Freund vermittelte auch eine Aussöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu versuchen. Demzufolge begab er sich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er seine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grausamen Trennung in Paris haben sich Abälard und Heloise nur noch einmal

gesehen. Es geschah dies im Jahre 1129, als Heloise sammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verschaffen, eilte Meister Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorstand, herbei und übergab mit Zustimmung des Bischofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloise und ihre Klosterschwestern. Paraklet gedieh sehr gut. Mittels einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts gestellte Kloster zur Abtei erhoben und Heloise zur Aebtissin ernannt.

Sie war eine vortreffliche Aebtissin, eine angehende Heilige. Aber sie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu sein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abschrift von dem berühmten selbstbiographischen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geschrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven auf-

gestandene Dichter, Mickiewicz, hat die psychologische Thatsache, daß mitten im Braus und Saus des Mißgeschickes der Stachel der Erinnerung in der Menschenbrust sich abstumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung seine Spitze wieder scharf fühlbar mache, in die schöne Strophe geprägt: —

„Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund;
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund.
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen."

Das mußte auch die arme Heloise bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beschwichtigt und geschweigt, wähnte es eingesargt in die Resignation klösterlicher Askese. Da schlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und strömte seinen hochherrlich-dämonischen Minnebrand in einer Epistel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulsirt und doch zugleich das

glühendste Gedicht ist, welches jemals von einer Frau ersonnen worden. Es fehlen demselben nur Rhythmus und Reim. Auch ist etwas zu viel darin, etwas Störendes: die mancherlei gelehrten Anspielungen. Mitten in die innigsten Gefühlsergüsse hinein blaustrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er von seiten seiner Feinde in seiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm gesagt hat, daß er die Perlen seiner Beredsamkeit vergeblich den Schweinen vorwürfe, kommt sie auf sich selber zu sprechen, auf die Katastrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß sie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geschrieben, verdient hätte, Trostworte von seinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du allein bist es auch, der mir das schuldet, weil ich, was du wolltest, so ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu sein, mich selber zu Grunde gerichtet habe. Und was

noch mehr und wunderbar zu sagen ist, meine Liebe hat sich zu solchem Wahnsinn gesteigert, daß sie das, was sie doch einzig begehrte, ohne alle Hoffnung auf Wiedergewinn sich selber entzog, indem ich auf deinen Befehl meine Seelenstimmung und Lebensweise plötzlich änderte, um zu zeigen, daß du sowohl meines Leibes als meines Geistes einziger Besitzer seiest. Niemals — Gott weiß es — habe ich in dir und bei dir etwas gesucht als dich selber, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht Geschenke, nicht den Ehebund habe ich erwartet und nicht meine Wünsche und Wollüste, sondern, wie du wohl weißt, nur die deinigen habe ich zu befriedigen getrachtet. Wenn aber der Name einer Gattin heiliger und werthvoller zu sein scheint, so ist doch mir der Name einer Freundin süßer vorgekommen oder, wenn du nicht darüber böse wirst, der Name einer Beischläferin oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich desto größere Gnade bei dir fände und also dem Ruhm deiner Vortrefflichkeit weniger Eintrag

thäte. Gott rufe ich als Zeugen an: wenn auch der Kaiser, der Herr der Welt, mich der Ehre würdigte, seine Gattin zu werden, und mir den ganzen Erdkreis für allzeit zu Füßen legte, so würde es mir doch theurer und werther erscheinen, deine Buhlin" — (der Ausdruck im Original ist noch viel drastischer) — „als seine Kaiserin zu sein"*).

Hieran knüpft Heloise einige feine Bemerkungen über das Wesen der Liebe und legt dar, daß dieselbe zumeist eine Täuschung („error"),

*) „Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates et voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti; ut quo me videlicet pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, charius mihi et dignius videret urtua dici meretrix quam illius imperatrix." Epist. I. Heloisae. L. c. 49.

weil eben die hochgespannten gegenseitigen Erwartungen selten in Erfüllung gingen. Sie jedoch, fügt sie frohlockend hinzu, habe keine Enttäuschung zu befahren gehabt. „Denn was andere Frauen von ihren Männern sich einbildeten, das hat die ganze Welt von dir nicht nur geglaubt, sondern auch gewußt, und meine Liebe zu dir konnte demnach desto wahrhafter sein, je weiter sie von der Täuschung entfernt war. Welcher König doch oder welcher Weise kam an Ruhm dir gleich? Welche Gegend, welche Stadt, welches Schloß dürstete nicht nach deinem Anblick? Wer, ich frage dich, rannte nicht, dich zu sehen, wenn du erschienst? Wer reckte nicht den Hals, dir nachzublicken, wenn du verschwandest? Welches Weib, welche Jungfrau schmachtete nicht nach dir Abwesendem und entbrannte nicht für dich Gegenwärtigen? Welche Königin oder Fürstin beneidete nicht die Wonnen meines Lagers?“

Sie führt das noch weiter aus und sagt dem Geliebten, daß ihm die Herzen aller Frauen zugeflogen seien insbesondere um der Anmuth seiner

Rede und um der melodischen Zärtlichkeit seiner Lieder willen. Weiterhin drängt sich ihr ein Vorwurf in die Feder. „Sage mir, wenn du kannst, warum ich nach unserer Bekehrung (post conversionem nostram), welche doch ganz und allein dein Werk war, bei dir in so große Vernachlässigung und Vergessenheit gefallen bin, so daß du mich weder anwesend durch dein Gespräch noch abwesend vermittels Briefen tröstest. Sag' es mir, wenn du kannst, oder aber ich will dir sagen, was ich fühle und was alle argwöhnen: — mehr die Begierde hat dich mir verbündet als die Freundschaft, mehr die Sinnenbrunst als die Liebe. Maßen nun, wonach du gelüstetest, verschwunden ist, verschwand damit auch dein darauf gerichtetes Thun."

Die reine Flamme ihrer Liebe verzehrt jedoch sofort wieder diese augenblickliche Bitterkeit und gegen das Ende des Briefes zu lodert das Feuer abermals hoch und schön empor. „Ich wäre — ruft sie dem Geliebten zu — so du in vulkanische Krater dich gestürzt hättest, nicht un-

schlüssig gewesen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, sondern in dir war meine Seele und auch jetzo und mehr noch als je ist sie, so sie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann sie gar nicht sein"*).

Abälards Antwort auf diesen glühenden Ausbruch ist ganz steifleinen und philisterhaft, durchweg nur theologische Zungendrescherei. Heloise läßt sich dadurch nicht abschrecken. Auch ihr zweiter Brief ist voll Glut und heiß hadert sie darin mit dem Schicksal, daß sie straflos ausgegangen seien, während sie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes schwer auf sie gefallen, als sie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen gesucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade

---

*) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest." L. c. 52.

um seiner Ehemännischkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müssen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen sie das alles vorbringt, nehmen sich im Munde einer Aebtissin freilich sonderbar genug aus*). Edel und rührend aber ist, wenn sie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen mußte, was beide gefehlt, und wenn sie hochherzig sich selber den größeren Theil der Verschuldung zuschreibt**). Als Entgegnung auf diese innigsten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitschweifig vor und faßt dann sein Gepredige in

*) „Dum solliciti amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore conjugii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti.“ Epist. II. Hel. L. c. 64.

**) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, duo in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti.“ 65.

die kühle Ermahnung zusammen: „Nimm, o Schwester, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden ist“*).

Summa: Heloise verhielt sich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poesie zur Prosa sich verhält. Das Weib stand hoch über dem Mann.

Er starb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloise erbat sich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet bestattet. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie, am 16. Mai von 1164 verstorben, an seine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloster Paraklet aufgehoben wurde, schaffte man den Doppelsarg mit den Ueberresten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenstadt des Père Lachaise.

Also auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine

*) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer.“ Ep. III. Abael. L. c. 87.

Handvoll Staub. Sankt Bernhard hat doch recht mit seinem Weltverachtungsgesang. Es lohnt sich nicht der Mühe, dieses Drama durchzuspielen. Sämmtliche Rollen darin, selbst die glänzendsten, sind undankbar. Aber wir sind nun einmal dazu gepreßt und müssen trachten, uns möglichst gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtschuldigem Ernst und Anstand zu spielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? ist eitel; denn nur „ein Narr wartet auf Antwort“.

Ein türkischer Heiland.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre!
Kennt er erst einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.
Göthe.

1.

Leid und Lust, Weh und Wonne. Zwischen diesen Gegenpolen bewegt sich die große Täuschung, genannt Menschenleben, wenn dieses ein vorwiegend glückliches ist. Denn auch der Glückliche hat seinen reichlich zugemessenen Antheil vom Unheil alles Erdendaseins zu tragen. Diesen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, ist Taschenspielerei. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine Verneinung solcher armsäligen Lüge. Zwar steht im Havamal der Edda geschrieben:

„Ganz unglücklich ist Keiner,
Ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude,
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun“ —

aber es steht auch tausendfältig geschrieben und ist millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchstes Glück ist überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der scheinbaren Verwirklichung dieser Ahnung beginnt auch die Enttäuschung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich schön hat Burns das gedankenschnelle Vorüberzucken des Glückblitzes geschildert*).

---

*) But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.
(Und aber die Lust sie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume schon!
Dem Schnee auch, der ins Wasser dort
Weißschimmernd sinkt, doch schmilzt sofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl sie gleicht,
Das, eh' du's recht geseh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewischt von Sturmesmacht.)

Mit einem Schmerzensschrei begrüßen wir das Dasein, mit einem Schmerzgestöhn sagen wir demselben Lebewohl. Als das unbehilflichste aller Geschöpfe entwindet man uns dem Mutterschoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns schließlich im Erdenschoß. Alles Glück, welches zwischen diesen beiden Vorkommnissen zwischeninneliegen kann, ist nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weisen aller Zeiten wohl gewußt. Von jenem indischen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtsein des Weltschmerzes zuerst die furchtbare Wahrheit: „Leben ist leiden!" ausgesprochen, spannt sich bis auf unsere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für diese Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieser Kette bildete.

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelsten Schöpfungen des Menschengeistes; auf den Meisterwerken der hellenischen Skulptur wie auf

den Domkolossen des Mittelalters. Es ist derselbe „Schmerz der Kreatur“, welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umschleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firdusi und beim Nibelungendichter, beim Aeschylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben ist leiden“. Dante's Zorn über die Pein, Mensch zu sein, rast hinter dem Gitter seiner Terzinen wie ein Leu in seinem Käfig. Als Summe von Shakspeare's Poesie ergibt sich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Aristophanes, Rabelais, Cervantes und Swift ist nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthsel und die Nichtswürdigkeit der Menschen. Jedes sehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwischen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwischen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht sein, das

wäre dem Erdgebornen das Beste" — so bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Gesammtresultat des Daseins: „Wir alle leiden am Leben". Einer der besseren Römer, Lukan, meinte, höchstes Menschenglück sei, mit Anstand zu sterben*), und der tiefsinnigste katholische Dichter, Kalderon, suchte sich über den Jammer des Daseins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholische übersetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblase, für ein schlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was ist Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum ist unser Leben
Und die Träume selbst sind Traum."

Schon recht. Wäre nur der „Schaum" nicht so kaltnässend, das „Gedicht" nicht so zudringlich wirklich, der „Schatten" nicht so greifbar leibhaft und der „Traum" nicht so alpschwer! Der alte

*) „Scire mori sors prima viris". Pharsal. IX, 211.

Sallust hat gelegentlich die achselzuckende Bemerkung gemacht: „Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis“ — aber das Negotium, die schwere Arbeit des Daseins, will und muß gethan sein, weil eben uns armen Teufeln von Menschen allen der „Wille zum Leben“ eingeboren ist. Vor Schopenhauer hieß dieser philosophische Begriff einfach der Magen. Der menschliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weitesten aber hat es darin in unseren Tagen die Gauner-, Banditen- und Hurenbande des zweiten Empire gebracht, indem sie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. Dezember, allwo sie die große Boulevardschlächterei verübte, die prunkende Etikette „Gesellschaftsrettung“ aufklebte. Sie durfte es; denn sie wußte, daß je größer ihr Frevel, um so größer auch der Beifall von seiten der menschlichen Niedertracht sein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Christi“ mit einer Kanonensalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte

das ganze offizielle Europa mit jubelnden Beifallssalven. Die kleinen Diebe henkt man zwar nicht mehr: man füttert sie vielmehr auf Kosten der ehrlichen Leute; aber die großen, die größten, so man etwa mal einen in Sedan fängt, ja die logirt man möglichst bequem und behaglich, möglichst prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit sie sich fernerweit in kaiserlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Wittwen und Waisen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Wesen ist Wahn und dein Name Wind!

2.

Der Widerspruch gegen die Organisation der Gesellschaft ist bekanntlich so alt wie diese selbst. Der Satan des persisch-jüdisch-christlichen Mythus war der erste Kritiker des Systems patriarchalischen Absolutismus, der Kain der hebräischen Paradies-

sage eine Art von vorsintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß schon in vorhistorischer Zeit, in fernabliegenden verschollenen Jahrtausenden Zornschreie der Verzweiflung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienst und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menschheit aus heißpulsirenden Menschenherzen zum tauben Himmel emporgestiegen seien, wie einen solchen Zornschrei der arme Lamartine in besseren Tagen in seiner Seele gefunden und herausgeschleudert hat*). Freilich ist seine Empörung akademisch

*) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Les forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang;
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant.“

glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titanisch gen Himmel thürmt. In Shakspeare's Timon vollends ras't die wilde Jagd des Pessimismus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir scheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten sprechen oder vielmehr weinen lassen als der Kleinrusse Taras Grigoriewicz Szewczenko*). Seine Poesie, in der schwermuthsvollen Molltonart der slavischen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz ....

Jahrtausende schon, bevor Rousseau seine hochberedsame, aber, wie heute wohl kein Wissender mehr bestreiten wird, auf dem Treibsand falscher Voraussetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi

---

*) Vgl. J. G. Obrist: T. G. Szewczenko, ein kleinruss. Dichter, 1870. S. bes. die beiden Dumken „die Lilie" (S. 44) und „die Rusalka" (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und starb nach einem Dasein voll Mißgeschick 1861.

les hommes“ losließ und damit zu einer unabsehbaren sozialistischen Literatur den Anstoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menschen religiöse Phantasten und philosophische Träumer lebhaft beschäftigt. Von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menschen gefehlt, welche die traurige Thatsache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenschen keineswegs immer nach Verdienst zugemessen werden, nicht rasten und ruhen ließ. Die Gesellschaft so, wie sie war, erschien ihnen nur als ein abscheuliches Zerrbild dessen, was sie eigentlich sein sollte. Nämlich sein sollte dem Ideal zufolge, welches sie in der Brust trugen. Sie wähnten, nur die Selbstsucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten sei schuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtlose gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem sie der eisernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenstellten. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Natur

selbst mit jener unerbittlich grausamen Logik, welche ihr erstes und ewiges Attribut ist, die Thatsache der Ungleichheit gesetzt hat und festhält. Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz so gut wie irgendeins. Die schädlichen Wirkungen von Naturgesetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze so zu sagen seinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgesetze aufheben kann kein Gott und kein Mensch. So lange die Menschheit existirt, wird es schöne und häßliche, gerade und krumme, starke und schwache, gesunde und kranke, gescheide und dumme, fleißige nnd faule, sparsame und verschwenderische, ehrbare und liederliche, ehrliche und gaunerische, tugendhafte und frevlerische, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geistig schaffende und mechanisch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menschen geben. Eine kommunistische Schablonemenschheit oder Menschheitschablone ist ein Narrenwahn, die menschliche „Bruderschaft“ ein nicht einmal im kleinsten Kreise dauerhaft zu verwirklichender

Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoskop großer Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweisen hin, welche die Geschichte für die Thatsache beibringt, daß die Menschenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphrase war und demnach auch allzeit nur eine solche sein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde sie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumenische“ Flüchespritze, um alle die lieben „Menschenbrüder“, welche nicht an den alleinseligmachenden Kretinismus glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überschütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „stets an der Spitze der Civilisation marschirende grande nation“ ließ sich wie ein wohldressirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walstätten des deutschfranzösischen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entsetzlich offenbar würde,

weß Wesens die vielgepriesene moderne Civilisation eigentlich sei. Falls Vorhersagungen über das Endschicksal der Menschheit nicht überhaupt müssige Spielereien wären, so hätte man vollauf Grund zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'sches Idyll sein, sondern vielmehr ein byron'sches Nachtstück, wie solches der große Dichterlord in seiner furchtbaren Vision „Darkness" mit Höllenfarben gemalt hat ....

Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittels kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt. So haben z. B. die „Rappisten" in der kommunistischen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen ange-

hamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Sozialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie verschreiten. Er kann sich dieser Konsequenz gar nicht entziehen: darum ist er gerade so wesentlich antisozial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitsüchtig und tyrannisch, wie das Christenthum in der Jugendfrische seines Fanatismus gewesen und, wo immer es ernstlich-dogmatisch genommen wird, bis zur Stunde geblieben ist. Vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen Ich, sich auf sich

selbst zu stellen, sich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruhelosen Kampf um's Dasein, sich so oder so hervorzuthun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden, drückt die Individualitäten platt unter eurer bleierndummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigsten Bande, welche die Menschen aneinanderknüpfen und dem Unsinn des Lebens wenigstens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Gesellschaft in die Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie euer Feist Löb — die humanitären Phrasen und jesuitischen Mentalreservationen abgerechnet — euch vorgeschwindelt hat, und

„Gebt nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren."

Sie wird sich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchsten oder tiefsten Blödsinn gegeben, welcher nicht seinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine

dämonische Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade so wenig an- und aufzukommen ist wie mit papierenen „Menschenrechten“ gegen wohlbediente Kanonen und rücksichtslos gehandhabte Bajonnette ...

3.

Erleuchtetste Geister wie unklarste Schwärmer haben sich von jeher abgemüht, das unselige Sphinxräthsel, das „soziale Problem“, zu lösen. Der älteste historisch bekannte Versuch, eine theoretische Lösung in die Praxis des Lebens zu übertragen, ist, wie jedermann weiß, die mosaische Gesetzgebung gewesen. Vom kommunistischen Prinzip ausgehend und dasselbe streng durchführend hat sie das mit kanibalischer Grausamkeit seinen rechtlichen Besitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Israel so vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein bestimmter Theil des Bodens in gleichen Loosen zugewiesen

wurde. Der jüdische Gesetzgeber wußte aber gar wohl, daß diese Gleichheit des Besitzes unmöglich eine dauernde sein könnte; aber er traf Vorsorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu diesem Zwecke setzte er das sogenannte Jubeljahr („Schenat Hajjobel") ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Versöhnungstage" (am 10. des 7. Monats) unter Posaunenschall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr desselben wurden alle Sklaven und Sklavinnen israelitischer Herkunft ohne alle Entschädigung der Besitzer frei, die veräußerten Grundstücke fielen an den ursprünglichen Besitzer oder dessen rechtmäßige Erben zurück, alle Schuldtitel erloschen und sogar die Erde sollte an dieser Erneuung und Wiedergeburt der Gesellschaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen mußte.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieser

kommunistischen Gesellschaftverfassung gebracht? Dazu, daß ihre Geschichte eine der grausigsten ist, welche gedacht werden können, und daß sie, den energischen Ausdruck des römischen Historikers zu gebrauchen, „zum Abscheu des Menschengeschlechtes" wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu halten, unternahm auch die der kretischen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgisch-spartanische Verfassung, welche aber, wohlverstanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Basis des Helotenthums, d. h. der grausamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieser von gelehrten Dummköpfen vielgepriesene Kommunismus, welcher das Institut der Ehe zu einer bloßen Beschälungsanstalt verbestialisirte, aus den Spartanern gemacht? Gewissenlose Egoisten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falschheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden sind und zum Untergange griechischer Freiheit und Kultur sehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philosophischen Theorie des Kommunismus soll einer Bemerkung des Aristoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewisser Phaleas aus Chalkedon gewesen sein. Ihn verdunkelte jedoch vollständig der große Platon, welcher in seiner Schrift „Vom Staat“ den Idealstaat mit Gütergemeinschaft konstruirte, — eine der kolossalsten, buntestschillernden Seifenblasen, welche jemals die menschliche Phantasie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieschwindels geblasen hat. Bemerkenswerth ist daran insbesondere zweierlei: erstens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine demokratische Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrstand, nicht aber dem Nährstand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der superlativische Idealist Platon in seinen Vorschriften über das Verhältniß der beiden Geschlechter völlig auf den Standpunkt spartanischer Stuterei sich stellt. Auch im platonischen Idealstaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich scheint dem guten Philosophen der

kommunistische Dusel verflogen zu sein. Wenigstens ließ er in seinem Buch „Von den Gesetzen" die kommunistischen Postulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinschaft nur für Götter und Göttersöhne sich eigne", d. h. daß sie für die Menschen, wie diese nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, eine Unmöglichkeit sei. Platons Zeitgenosse, der Erzschalk Aristophanes, einer der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, hat bekanntlich in seiner Komödie „die Weibervolksversammlung" den platonischen Idealstaat und dessen Güter- und Weibergemeinschaft mit unsterblichem Gelächter überschüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernsten Apostel des Kommunismus wie angemessen, und wenn man seiner Klubbrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der sogenannten Sozialdemokraten und Sozialdemokrätinnen unserer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommunisten mit den kommunistischen Tendenzen des

Urchristenthums Parade machten, so muß das der bekannten Unwissenheit und Oberflächlichkeit dieser Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit diesen kommunistischen, aus dem Essenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchristenthums nicht weither und jedenfalls sind sie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Christenthum auch unter den besitzenden und gebildeten Klassen Mode geworden, waren die vielbesungenen kommunistischen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modische Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen feiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranstaltet. Die bezüglichen Schildereien, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in seinen Briefen entwirft, die sich über seine Erlebnisse in Rom während der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im 13. und 14. Jahrhundert sodann suchten christliche Sekten, insbesondere die „Geschwister des freien Geistes" und die „Apostelbrüder", die essenisch-

urchristlich-kommunistischen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Bestrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebstahl und gräuliche Unzucht. Das christliche Institut der Möncherei ist allerdings ein kommunistisches und hat sich — je dümmer, desto dauerhafter — seit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch diese gemeinschädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Gesellschaftideal ausgeben wollen? Haben die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'schen Phalanstère-Herrlichkeit, haben sie nie davon läuten gehört, daß die klösterliche Sklaverei die härteste von allen?

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommunistische Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatischer Anhänger gewann, ist bekannt. Ebenso, daß die wiedertäuferische Kommunisterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Bockelsohn zu Münster zeitweilig (1534—35) staatliche Gestaltung gewann

und folgerichtig in die zwei Spitzen molochistischen Wahnwitzes auslief, in Wollust und Grausamkeit. Endlich ist auch bekannt, daß innerhalb des Kreises christlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommunistische Gelüste sich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckerischer Tabernakel der kommunistische Unzuchtkitzel der Weibergemeinschaft frech sich regt. Weniger bekannt dagegen ist, daß auch im Schoße des Islam vor Zeiten eine kommunistische Bewegung stattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angesehen zu werden*).

---

*) Hauptquelle für das Folgende ist die „Historia Byzantina“ des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum histor. byzant.) Dukas war in seinen jüngeren Jahren Zeitgenosse der denkwürdigen Ereignisse auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Insel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatsachen betrifft, verdient er Ver-

4.

Der Insel Chios gegenüber springt das kleinasiatische Festland in eine bizarr gestaltete Landzunge aus, welche sich südwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein kolossales Ei geformt, bildet mit seinem Ostrande die westliche Einfassung des Golfes von Smyrna und

---

trauen. Dagegen ist er der Geistverlassenheit, welche den byzantischen Historikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der psychologischen und sozialen Motive der Begebenheiten ist bei ihm keine Rede. Seine Geschichtschreibung ist nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perspektive, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeisen (Gesch. d. osman. Reiches in Europa, I, 473 fg.) haben aus Neschri und Seadeddin einiges Wesentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht. Ein deutscher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede stehenden Stoff lebhaft angemuthet und schuf daraus seine schöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne“ (Ausgew. Werke, IV, 1). Darin tritt der kommunistische Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indischen Blumenseelen“ vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

treibt aus der Mitte seiner Masse den Karaburun empor, den schwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Stylarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, schluchtenreiche Waldgebirge ihrerseits nannten.

Diese Berglandschaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigsten Episoden der türkischen Geschichte sich abspielte, — eine Episode, die, kulturgeschichtlich angesehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelspiel des Osmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun schlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung ist in jener Periode der Türkengeschichte ziemlich unsicher und verworren — eine Flamme auf, welche für das Reich Osmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Stylarios nämlich erhob sich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Versuch machte, die Bekenner des alten und des

neuen Testaments mit denen des Koran zu versöhnen und zu verbünden und Mosleme, Juden und Christen unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu sammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinschaft verkündigte.

Die Zeit mußte solchem Unternehmen günstig sein, denn sie war ja voll Trübsal. Timurs entsetzliche Tatarenflut war über Asien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz“ Bajesid ausgelöscht (in der Schlacht auf der Ebene Tschibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajesids Söhne auf asiatischem und europäischem Boden in mörderischen Bruderkriegen um den Besitz des Osmanenthrons gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten seiner Mitbewerber, seinen älteren Bruder Musa, auf der Ebene von Tschamurli besiegte und den gefangenen mittels einer Bogensehne erdrosseln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padischah Mohammed der Erste triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt sein Enkel, Sultan

Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Dragesos, auf der Bresche beim Romanosthor heldisch gefallen, seinen Triumph-einzug in die erstürmte Konstantinopolis und sah mit grimmigem Lächeln, wie das große Kruzifix vom Hauptaltar der Aja Sofia herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das ist der Gott der Christen!“ umhergetragen wurde. Dann sprang er auf einen der Altäre, auf welchen seine im Siegesorgiasmus rasenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geschändet hatten, stimmte das Symbolum des Islam an: „Außer Allah kein Gott!“ und schöpfte der Stadt, die jetzt seine Hauptstadt war, den Namen Istambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Ersten war von den Nachwehen der mongolischen Invasion wie der inneren Kämpfe, zu welchen Bajesids Fall und Tod das Signal gegeben, schwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Asien und

Europa, sondern auch die der herrschenden Kaste, der Türken, war vielfach eine verzweifelte. Materielle Noth und moralische Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollständig durchgeführte und gesicherte, weil insbesondere sein unglücklicher Bruder Musa einen starken Anhang hinter sich zurückgelassen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulsirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebellische Regungen. Wie in solchen Lagen allzeit und überall zu geschehen pflegt, so gab sich auch damals unter der Bevölkerung des Osmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß also besser werden! Der uralte und ewigjunge Wiegensingsang, womit Menschen und Völker sich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblasen in die Luft und der sie dann mit kindischer Zuversicht nachlaufen, bis sie unversehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um so energischer der Gegendruck des Hoffnung-

wahns. Aus dem Extrem der Noth springt, so zu sagen, der Mensch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illusion hinüber und so geschah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen sozialen Salto mortale, man stellte die Gesellschaft, um sie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht so originell, wie es beim ersten Anblick aussah. Auch in der islamischen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Fersen. Namentlich von der Zeit an, wo der Islam nach seinem Vordringen nach Iran und Hindostan mit parsischen und brahmanischen Anschauungen sich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung erhoben in Khorassan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöse und soziale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte" den Islam durch Einführung der brahmanischen Seelenwanderungslehre, dieser (der „verschleierte Prophet") predigte und praktizirte eine ganz willkürlich aus dem Parsismus gezogene zuchtlose Freigeisterei. Unlange

nachher kam die Sekte der Churremije, d. i. der „Fröhlichen“ auf, gestiftet von einem gewissen Babek, einem persischen Jan Bockelsohn, welcher lehrte, die Bestimmung des Menschen sei, fröhlich zu sein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf, die Weiber natürlich inbegriffen, sei Gemeingut der „Fröhlichen“.

Der türkische Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernster und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Böreklüdsche Mustafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer*). Eine auserwählte Natur sicherlich, eine bedeutende Persönlichkeit, ein Schwärmer, der an seine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu seinem letzten

*) Dukas (c. 21, p. 62): „*τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος*“, — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuerisch“ schlechtweg bedeutet, sondern auch den Nebensinn „roh“, „brutal“ in sich schließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Persönlichkeit Böre's näher sich zu erkundigen.

Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirksam sein will, nie fehlen darf. Der Unsinn muß schlechterdings an sich selber glauben, so er an Anderen Glaubenswunder wirken soll.

Schade, daß unser zundertrockener Dukas vom Werden und Wachsen des Heilands gar nichts berichtet. Er läßt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Fassen wir aber die damaligen Zustände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbesondere in Kleinasien zusammen, so finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrsal von islamisch-persischer, jüdischer und christlicher Mystik den Anstoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiösen und sozialen Revolutionsversuch gegeben habe.

Börekklüdsche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieses Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein, ist dein; was dein, ist mein. Alles ist gemeinsames Gut, mit Ausnahme der Weiber; gemeinsam ist der Ertrag des Feldes, das Feld selbst, gemeinsam sind Kleider und

Geräthe. Du betrachtest und brauchst mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauses als des meinigen, immer das Harem ausgenommen"*).

Neben diesem Kommunismus, welcher sich vor dem lykurgischen, platonischen und saint-simonistischen durch Heilighaltung der Ehe sehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botschaft Böre's zu ihrem wesentlichen Inhalt auch noch eine kosmopolitische Toleranz, welche sich namentlich den Christen gegenüber sehr nachdrucksam aussprach. Der Prophet orakelte: „Jeder Moslem, welcher sagt, die Christen seien keine rechten Gottesverehrer, der ist selber ein Gottloser" — und dieses Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botschaft vom Karaburun sich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der

---

*) Dukas (l. c.): „καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ, ἀρούρας. ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους."

Kreuzreligion benahmen. Wo sie — wird uns gesagt — einem Christen begegneten, umhals'ten sie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes*). Der neue Heiland suchte dieses Verhältniß für seine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwischen den Moslems und den Christen Kleinasiens und des Archipels eine enge Verbindung zu stiften. Demzufolge ließ er insbesondere den Primaten und Prälaten der Insel Chios wiederholt entbieten, er sei fest überzeugt, das gemeinsame Heil beruhe auf einer festen Glaubensbruderschaft zwischen den Anhängern Mohammeds und Christi. Es lebte damals im Kloster Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein starker Geruch der Heiligkeit ausging. Böre erkannte mit jener Schlauheit, welche Fanatikern selten abgeht, daß er diesen christlichen Heiligen zu seinem Werk-

---

*) Dukas (l. c.): „πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Διός ἐτίμων."

zeuge machen müßte. Zwei seiner Sendboten, Derwische, erschienen in Turlotas, wie christliche Bettelmönche ausstaffirt, d. h. barfüßig, geschorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einsiedler: „Also spricht unser Meister: — Ich lebe wie du ein Leben der Askese; ich verehre denselben Gott, welchen du verehrst, und ich werde nächtlicher Weile stillheimlich auf meinen Füßen meerüber zu dir kommen". Und siehe, der christliche Schwärmer glaubte dem islamischen, glaubte demselben so frommlich, daß er alles Ernstes aussagte, Börekliüdsche käme alltäglich zu ihm über das Meer herübergewandelt und sie sprächen und beteten dann mitsammen*). Das Ansehen des türkischen Heilands wuchs dadurch unter den Christen sehr bedeutend.

In Sachen des Glaubens wie der Politik ist

---

*) Unser Gewährsmann Dukas erklärt, er habe diese und andere derartige Schwarbeleien („καὶ ἄλλα τινὰ τέρατα") aus des heiligen Mannes eigenem Munde vernommen.

das Dümmste immer das Mächtigste: es wirkt auf den großen Haufen mit dämonischer Gewalt. Man muß, so man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtseiendes sich berufen, sondern man muß auf ihre Phantasie abstellen und dieser darf man das Ungeheuerlichste, Absurdeste und Groteskeste zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und schamlos zugelogen! Wollt ihr den süßen und den sauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, so lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Besonderen wie Napoleon-Verhuel, Ollivier, Grammont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. s. w. bis X, Y, Z.

Auch mit den Juden suchte Böre Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anschicksmann den Rabbi Torlak Hudbin Kemal, welcher, so zu sagen, den Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anschauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbesondere unter den

Derwischen Kleinasiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht sehr schwieriges Geschäft, diese Werbung für das kommunistische Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tausende dieser Lumpe zusammen, welche es sehr leicht und eilig hatten, zu sagen: „Was dein, ist mein!“ maßen der Zusatz: „Was mein, ist dein“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts besaßen als ihren Bettelsack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft eine sehr gemischte Gesellschaft in die Thäler des Stylarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, sogar tausende schlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung desselben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie sie ihren Heiland nannten, werde schon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber

sicherlich auch hunderte, tausende von Tagedieben, Taugenichtsen und verzweifelten Gesellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß sich Narren genug fänden, welche für sie arbeiteten. Leider sind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wissen nicht einmal genau, wie lange die kommunistische Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des schwarzen Berges gewährt hat. Das aber wissen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, solche Schwertpredigt ins Werk zu setzen, nach und nach eine stattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zusammenbrachte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 3000 und 10,000 Mann; fest steht aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die Tausende ging.

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland gewesen sein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieses Nichtwissen! Denn die Geschichte der Religion könnte nur gewinnen, so sie aus dem „heiligen“ Dunkel der Mystik und Phantastik vollständig und allseitig in die „freche“ Tageshelle der menschlichen Interessen und Leidenschaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieser wissenschaftliche Gewinnst auch ein wirklicher, d. h. ein menschlicher? Sind die Wahrheitsucher, deren Augen so beschaffen, daß sie das Brett, welches religiöser und politischer Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwissenden vor die Stirnen bindet, durchdringen können, sind sie glücklicher als die kenntnißlose Menge? Glücklicher als die Phantasten und Illusionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was ist am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als

das, worüber man zeitweilig übereingekommen ist, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtausend lang galt der gesammten Christenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter“ Wesen für eine hochheilige „Wahrheit“ das vom Sankt Ambrosius psallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula;
Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae“ . . . .

und es untersteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche diese und andere dergleichen „Wahrheiten“ gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls sie einen solchen überhaupt besitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entschieden ruhiger und zufriedener, folglich glücklicher sind als solche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens

und Forschens besessen, rast- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie gesagt, auch nur eine „fable convenue“, eine vereinbarte Narrethei ist, Spielzeug für grauhaarige Kinder in frostigen Dachstuben. Die redlichen Wahrheitsucher, solche wie Lessing, wußten und wissen das wohl. Darum hatten und haben sie nur am Suchen ihre Freude, nicht am Finden. Sie bildeten und bilden sich auch gar nicht ein, einen wirklichen Fund gemacht, die absolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitsucher wissen und bekennen, daß sie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchstfragwürdigen sein müssen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Mensch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philosopheme, die exakten oder die humanistischen Wissenschaften auf diese furchtbare Hiob-Prometheus-Faust-Manfredfragen herzustottern pflegen, sind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Kathederseiltänzer den aus ihren aufgeblasenen Orakelbacken entlassenen Wort-

wind für eine Lösung des unseligen Welt- und Menschenräthsels ausgeben, so kennzeichnen sie sich selber als die, als welche sie schon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hanswurste,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln
Und Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern können machen."

Den leitenden Draht, woran der Messias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn so geschickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, sondern auch der geleitete Böre selber sich einbilden konnte, ein solcher Leitdraht sei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktischer Politiker, dem man nicht zu sagen brauchte: „Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!" Er wußte auch, daß der wirk-

samste Hebel, die Massen in Bewegung zu bringen, Schwindel heißt, und er zögerte keinen Augenblick, diesen Hebel zur Förderung seiner Absichten in Thätigkeit zu setzen, d. h. seinen Einfluß auf Böreklüdsche zu benützen, um diesen die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieses Evangeliums und die dadurch bezweckte Ansammlung streitbarer Scharen in Kleinasien gehörte nämlich mit in den Aufstandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padischah Mohammed den Ersten ins Werk setzen wollte.

Der Mann war hochstrebend, vom Ehrgeiz verzehrt und wohl auch von einer besseren Leidenschaft gestachelt. Von der Leidenschaft nämlich, den bei Tschamurli so kläglich vernichteten Musa an dessen siegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte sein Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangesehenen, ja fast für heilig geachteten Würde des obersten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteste Rathgeber und Minister Musa's

gewesen. Der Untergang desselben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber so überaus groß war das Ansehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmanischen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu schonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an und setzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin seinen Plan, den Thron des Padischah umzustürzen, auszuhecken, allseitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar sind oder ganz schweigen. Möglich, daß er sich mit dem Gedanken schmeichelte, er, der beste Ausleger des Koran, würde keinen schlechten Sultan vorstellen. Gewiß ist, daß er alle die zahlreichen Fäden seiner Verbindungen in Asien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mo-

hammeds des Ersten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der asiatischen Seite des Bosporus wurde Böre, mit welchem er schon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den schlauen Gelehrten kein schweres Geschäft sein, den bildungslosen, aber ehrlichen und energischen Schwärmer vom Karaburun zu seiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie schon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommunistische Heiland noch Verrückteres gepredigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in der That dem sozialistischen Evangelium vom Stylarios eine gewisse Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Böre verstieg sich nicht bis zu der Höhe des Unsinns, von welcher herab vier Jahrhunderte später Saint-Simon die „Rehabilitation" des Fleisches verkündigte, ein Dogma, das sodann die Saint-

Simonisten also kommentirten: „Jeder ist für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zusammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt.“ Von solchem saint-simonistischen „mariage libre“ — (passender wäre die Bezeichnung „prostitution universelle“ gewesen) — hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantasirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmessias des modernen Sozialismus phantasirte, Fourier, welcher zur Geschichte der menschlichen Narrheit einen der kostbarsten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretisirte sozialistische Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergestellt sei, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menschliche Gesellschaft, sondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die gesammte Natur, auf das Weltall sich erstrecken. Was würde man nicht alles sehen, erleben und genießen, wann erst unser armer Planet, mit fourieristischen Phanlanstères bedeckt, ja in ein

kolossales Phanlanstère umgewandelt, die unselige Kruste, womit eine falsche Philosophie ihn bedeckte, gesprengt hätte. Denn daunzumal würde sich die Lage der Erdachse so glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtschatka ein sizilisches Klima hätte und die Lappinnen so gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andalusierinnen. An die Stelle unseres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als sechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Gestalt einer riesigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit frischer Schöpferkraft ausgestattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkstelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger, welche sich eine Ehre daraus machen würden, den Menschen als windschnelle Reitpferde zu dienen; ebenso Antiwalfische und Antihaifische, welche sich aus freien Stücken beeiferten, den Menschen ihre Schiffe über den Ozean zu ziehen, der seinerseits nicht mehr aus gemeinem Salzwasser, sondern

aus vortrefflicher Limonade bestehen würde. In demselben Verhältnisse würden sich natürlich auch die Menschen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchschnittshöhe von 80 Fuß, ihr Dasein eine Durchschnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachsen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen sowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie schade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam sein „Encomium moriae" oder als Swift seinen „Gulliver" schrieb. Die Komik von Fouriers sozialistischem Millenarium wirkt um so drastischer, wenn man bedenkt, daß diese saftigen Narretheien ein Mensch ausgehen ließ, welcher sonst der trockenste Buchhalter gewesen, der je buchgehalten hat, — ein so absolut und mathematisch trockener Gesell, daß er, falls er überhaupt jemals schwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geschwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erste war nun aber nicht der Mann, sich nur so mir nichts dir nichts entthronen zu lassen, weder von einem Mahmud Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch sogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Thessalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbesserlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajesids war scharfblickend genug, zu sehen, daß aus der vom schwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunst werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde sich leichter niederschlagen und austreten lassen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er seine Brandlöschmaßregeln überstürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Böreklüdsche vorhätte, an der Spitze seiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer seiner Schwärmerei in die Landschaften Soghla und Aidin zu tragen und seinem Apostel Torlak, welcher in der Umgebung von Magnesia

eine starke Rotte bewaffneter Derwische gesammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte solchem Unterfangen möglichst rasch die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit rasch gesammelter Heeresmacht in das schwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in seiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Susman, ein serbischer Prinz und zwar, wie es scheint, ein sehr gewöhnlicher Prinz. Wenigstens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen sultanischen Befehls möglichst unvorsichtig an. Er raffte zusammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand, drang damit sorglos in die unausgekundschafteten Engpässe des Stylarios ein, wurde in einer unwegsamen Waldschlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann gewesen sein muß, umstellt, überfallen und mit seinem ganzen Harste bis auf den letzten Mann, die eigene statthalterliche Person inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, schwoll ob diesem glänzenden kriegerischen Erstlingserfolge den Stylariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, so sie jetzt sofort als ein tosender Bergstrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Aussicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinasien mit sich fortzureißen. Allein dieser Hervorbruch unterblieb und der Heiland vom Karaburun vertrödelte die günstige Zeit, sein Unternehmen einer sozialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Resultat seines Predigens war zunächst, daß die Kommunisten vom Stylarios den Beschluß faßten, der Stifter des Islam sei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinseligmachenden Heilslehre wollten sie fürder nicht mehr in Häuserwänden, sondern nur noch unter freiem Himmel leben, stets barhäuptig gehen und nur ein einziges

Kleidungsstück anthun*). Mit solchen Alfanzereien stürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgesehen sogar davon, daß dem Kommunismus die staatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Gesellschaft mit Tyrannis verwechselt. Eine solche kann er nicht nur, sondern muß er begründen: das ist seine Natur. Daher schrieen und schreien alle Kommunisten nach der Diktatur und zwar nach der schlimmsten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings auf seiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeschlossen ist, nach den eigenen höchstpersönlichen Gelüsten den Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommunistischen Feist Löb, gerade wie die verflossenen restaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aus sind, „rasend gut zu leben“. Heine hat einmal

*) Darum nennt Dukas die Stylarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhemdler (μονοχίτωνες).

von den Bonzen im Allgemeinen gesagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser“. Von den Bonzen der Kommunisterei unserer Tage könnte man sagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundsatz, faulenzen sei besser als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der Freiheit-, Gleichheit- und Bruderschaftphrasen arme dumme Teufel für sich arbeiten zu machen ....

Derweil lächelte dem Dede Sultan und seinen Einröcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Susman befolgte Taktik einen zweiten kriegerischen Erfolg. Der Padischah traf zum zweiten mal eine schlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des serbischen Renegaten Nachfolger in der Statthalterschaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Karaburun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade so dumm wie Susman oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim

Morgarten. Er ließ sich, in den Stylarios eingedrungen, mit seinen gesammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und massenhaften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht sein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernst der Sachlage und ging mit größerer Umsicht an die Bewältigung der Gefahr. Es sollte, wo nöthig, die ganze osmanische Streitmacht in Asien und Europa gegen den Dede Sultan und seinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padischah an seinen zwölfjährigen Sohne Murad, den thatsächlichen an Bajesid-Pascha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die sultanische Instruktion lautete: Spurlose Vertilgung der Rebellion.

Bajesid-Pascha verwirklichte diesen Befehl in echttürkischer Manier, schonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmasse zog er gegen die Halbinsel des Stylarios heran, sperrte dieselbe vollständig vom Festland ab, drang dann in das

Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greise, Weiber und Kinder, sogar das Vieh, auf seinem Marsche niedertretend und vernichtend, so daß bald ein schwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leistete mannhaften Widerstand, allein was vermochten seine Tausende gegen die Hunderttausende des Gegners? Nichts als scharenweise zu fallen.

Also neigte sich der Stern des kommunistischen Messias rasch zum Untergange. Mit den letzten Resten seiner Streitmacht mußte Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordwestlichen Ende der Halbinsel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeschnitten war, stellten sich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten sie der Uebermacht stand mit jener ausdauernden Raserei, wie nur der Fanatismus sie verleiht. Sie ließen sich schlachten und schlachteten selber, bis ihnen die

Schwerter aus den vor Ueberanstrengung versteiften Händen fielen. Dann erst ergaben sich Böre und der karge Rest seiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Ephesus geschleppt, wo Murad und Bajesid-Pascha dazu verschritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkischen Folterkünste zum Bekenntniß des Islam zurückmartern zu lassen. Allein die Büttel erschöpften umsonst ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämonische Kraft und Stärke wie zum thun so auch zum leiden der religiöse Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß sich zu allen Zeiten Menschen eifrigst zum Martyrium drängten, daß sie sich um der barockſten Einfälle willen und für die märchenhaftesten Tollheiten henken, spießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz schlagen ließen. Auch Böreklüdsche wurde, nachdem seine Henker sich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, schließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in

Kreuzesform ausgestreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieses auf ein Kameel und führten ihn so durch die Stadt.“ Während dieses Umzugs wurden seine Mitgefangenen, so sie ihre Ketzerei nicht abschwören wollten, vor den brechenden Augen des sterbenden Messias zusammengehauen. Sie ließen sich zusammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und sprechend: „Dede Sultan, laß uns zukommen dein Reich!“

So starb der Heiland, so die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit seinen Derwischen durch Bajesid-Pascha bei Magnesia rasch und leicht überwältigt. Doch begnügte sich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und dessen vertrautesten Anhänger stranguliren zu lassen. Die wenigen Einröckler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre sei nicht gestorben und könne überhaupt nicht sterben; er habe sich in wunderbarer Weise nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beschaulichkeit. Auch der christliche Anachoret im Kloster Turlotas auf Chios glaubte das, wie

er unserem Gewährsmanne Dukas mitzutheilen geruhte. Man sieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden so auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es ist im Grunde immer derselbe kleine Kreis von Vorstellungen, in welchem sich die religiöse Phantasterei allzeit und überall herumtreibt ....

Wo aber war, während in Kleinasien das kommunistische Heil vertilgt, bis zur Spurlosigkeit vertilgt wurde, der Einfädeler, Anzetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, so zu sagen. Wenigstens auf der asiatischen Seite des Bosporus hatte Mahmud Bedreddin sich wohl gehütet, an der Entscheidung durch die Waffen theilzunehmen. Als es mit den Stylariern schon scharf bergab ging, wußte sich der Schlaue nach Europa hinüberzuschlängeln, wo er bei den ihm von früherher befreundeten Hospodar der Walachei Aufnahme und Unterstützung fand. So konnte er versuchen, den drüben in Asien schon niedergestampften und im Blut erstickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er ver-

suchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit seiner Heeresrichterei her in der Gegend von Silistria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß besaß. So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünstler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padischah selber führte ein Heer von Thessalonich aus gen Seres, um die Insurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Asien zurückgekehrten Bajesid-Pascha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entscheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erst 1420 — vollzog sich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freischärler liefen nach Freischärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die sultanischen Truppen gegen sie heranrückten und unter ihnen zugleich kund wurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bededdrin rettete sich in die Wildnisse des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denselben umhergehetzt und zuletzt von

seinen eigenen Leuten, soviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Fesseln geschlagen und dem Padischah überliefert. Dieser ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen und der große Gelehrte und größere Intrikant ist dann „mit Umständen" gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rücksichten, welche seinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert worden.

So endigte der denkwürdige Versuch, den kommunistischen Menschenbruderschafthumbug im türkischen Reiche aufzuthun. Er wird an seiner Grundverlogenheit, d. h. an seiner Unnatur und Widernatur schließlich immer und allerorten scheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger, jedoch sehr wirksamer Bundesgenosse oder Förderer pfäffischer Bevormundung und soldatischer Despotie, immer wieder versucht werden.

Dafür sorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katili-

nariat um seine Fahne sammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Gesittung zu führen. Das gemeinsame Merkmal dieser katilinarischen Apostelschaft ist die niederträchtige Volksschmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die besseren Instinkte der Massen sich wendet, sondern an die schlechtesten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derselben zu wecken sucht, sondern nur die gemeinen und thörichten Gelüste zu stacheln weiß. So streuen diese verblendeten, meist an der Klippe der Halbbildung gescheiterten Menschen eine Unheilssaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Brozenhochmuth, welcher die Errungenschaften des Börsenschwindels in pralendem Prunk zur Schau stellt, sowie die zappelnde Philisterangst, welche statt dem „rothen Gespenst“ muthig ins Gesicht zu sehen und dasselbe kräftig in sein Nichts zurückzustoßen, sich vielmehr von demselben zu den Füßen des Militarismus zurückschrecken läßt; weiterhin

der grobmaterialistische Ungeist der Vergnügungs-sucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet ist, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthschaft, welche es, beispielsweise zu reden, den Prinzen einer jüdischen Dynastie möglich macht, in ihren Kassen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, sondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Laßt nur alle diese Motive noch eine Weile ungestört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus so groß, daß ihr eines wüsten Tages vollauf Ursache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuschreien: „Unsinn, du siegst!"

Ein christlicher Priester.

O caritatis victima, o dira vis
amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum
doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissi-
mam clementiam,
Quae septem purgat vitia per
septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß wenn nicht als ein Hauptakt, so doch jedenfalls als eine der „großen“ Scenen in der Tragikomödie Weltgeschichte bezeichnet werden.

Erstens deßhalb, weil in diesem Jahre der „hochmüthige, falsche und lüderliche Franzosengeist“, wie schon Anno 1689 ein deutscher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe seines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phrase von der Völkersolidarität und was drum- und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und

süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebensmächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nacktesten Bedeutung des Wortes, und ein „gesunder“ Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870—71 machen mußten, hat ihnen die Nothwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbasen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!“ in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigenthum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen sie los und kläfften, wie gewöhn-

lich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urtheilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Thatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das Phantasma von dem Menschenbruderthum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur", wo Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenübersteht, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und muthigster aller Denker, du hast schon vor zwei-

hundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade nur soviel Recht hat, als er oder es Macht besitzt*). Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte, wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit", von „Volksrechten" und andern dergleichen „abstrusen" Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlaufe des großen Kampfes

---

*) Tract. polit. I, 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet." In einer Zeit, wo der Geschmack für alte „Kernlieder" in Deutschland so schön grassirt, dürfte es nicht unpassend sein, auch so einen alten Kernspruch von Zeit zu Zeit zu verlautbaren.

solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester“ Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer“ von Geschwätz durchwaden zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land“, im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln“, sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder“ in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trübsal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrund-

tiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinwegsind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Laßt die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbst-

belügung! Reibt euch doch endlich die rousseau'schen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume." Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr mög=

lichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor kniee und räuchere. Gestern hieß er Verhuel, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungslosigkeit, Staatszwanglosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Civilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich hat.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Menschheit bewegt sich, ja, aber im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mußten, in

einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlös't. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls“, von welchem im „tollen Jahre“ der gute Uhland in der Paulskirche balladisirt hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der

dritte Innocenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Tale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches" Koncil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponiren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt."

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte" Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten" Katholiken thun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive" Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten ihren starken weltlichen Polizeiarm. Die protestantischen Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von

der langen liebchristlich in die Hände. Hier gilt in der That ein Menschenbruderthum und auch wohl eine Menscherschwesterschaft: sind doch neben den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastieen fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem e i n e n christlichen Schafstall gezimmert.

Feinorganisirte Nasen wollen schon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Ursache zum Weinen haben. „Alles schon dagewesen", ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder". Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisourthürme, die bloßbrüstige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Prozedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislauf nicht wieder einmal, recht

bald sogar wiederum an der Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweis't es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiösern Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der

frommen Wuth völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixirt, wie sie in diesem Fanatiker sich fixirte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes“, in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzuthun, daß leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich“, gerichtet,

schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Thränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes“. Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr“ will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes“ — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekulirt er sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wuth, seine Grau-

samkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes“, welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestempelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnasig können wir uns diesen heiligen Wütherich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen

zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen“. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzerei reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt“ zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase bringt es den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherab-

fallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniß mit den „katholischen Majestäten“ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämmtlichen anderweitigen

Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige", unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe" hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu", heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgungsgeschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe" natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter!

Wenn sie ihre Kinder dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium") oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio") könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen" gehören. Dem „erweckten" Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, so zu sagen ordonanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi" mit besagter „Braut Christi" in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Groß-

inquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche lechzt nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem“)? Freilich. Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!“ und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit“. Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat.

Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältniß zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr sich wiederhergestellt.

Dazumal ist dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren seien auch seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der unirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen werden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und greifbar.

Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung dieses wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica“, 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr unterthan ist, befehlen kann.“ . . Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter

Seelen darthat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes“ widersprechen und sagen zu müssen, daß die falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender Gedanke, daß es einmal ein Autodafé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte“ verzehren würden, für immer.

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die „spanische“ Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts

weniger gewesen als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islam, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gothische Christenthum als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wußten die spanischen Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe“ zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens her-

gestellt, so auch der Untergang der Moriskos besiegelt. Die „katholischen Majestäten" führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada", welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro" heißt noch jetzt die Stelle).

Die spezifisch „spanische" Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten" Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albigenser vor Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That so gründlich gearbeitet, daß um die

Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte" Judenschaft. . . Der Same Abrahams, Isaaks und Jakobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. Unter der duldsamen Herrschaft der hochcivilisirten Moslem hatten sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichthums und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrschendwerden des Christenthums wurde alles anders

und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi sei. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christenthum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wuthschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Josef, sondern unter Vermittelung des „Heiligen Geistes" von Gott selber guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin" erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchter-

lich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, „was kein Verstand der Verständigen sieht“, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfnisse und Forderungen „menschlich“ anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christlichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klar machten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vorschreiten gegen den Islâm allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Moslem, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Moslem-

wohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß zu den kolossalen „Judenschlachten", welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Scene gesetzt worden sind, der Reichthum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der andern dasselbe praleriſch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuthen, daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und gerade so thaten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kost-

baren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen pralerisch staatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel wohl erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islam auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studirt“ wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenheit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht klein sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde“ von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespieen, dort hatten sie ein Krucifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christenthum solche

Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilands, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe“ nicht zu widerstehen und bekehrten sich massenhaft zum Christenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen“, wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen, in

den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlich-germanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenem Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum“) beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs oder Berlins aufgesproßt sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren

nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheidere gibt nach“ — befolgt hatten. Das „neuchristliche“ Blut wurde bald wieder als „mala sangre“ verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaum schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon“).

Zweifelsohne sind die Kinder Israel an diesem Umschlag selber mitschuld gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden gestehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Koth bespritzt werden. Ueberall,

wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend gethan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim“ geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermeßlichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen“ seien vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen, um „sich im alten Unflat des Judenthums zu wälzen“, und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer

von Los Palacios, hat ein langes Sündenregister des „verfluchten Geschlechtes" aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zusammenzuraffen." Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdischen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete".

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügen-

wind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franko, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religionsgefahr. Das „Reich Gottes“ müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuverlässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Prozeduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Thätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der „katholischen Majestäten“, die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung

der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes“. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welschen Praktik“, Königin Isabella eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Kruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabella's auf die Tonart seines Glaubenseifers gestimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen“ (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen In-

fantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde".

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft

erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabella's wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten.

Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt“ (auto da fé) aufführen lassen zu

können, sechs „überführte“ Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes“ abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium“ erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im Uebrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, so thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 1[illegible],000 dagegen „versöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte“ zur Bezeichnung

solcher prozessirter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur sonst so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe“. Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt“, „versöhnt“, nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist so ein weicher Aeolsharfenton in dem Wort, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein“. Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen hatte, sich mit einem Battisttuch die Mitleidszähren abwischte. . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch: auch die „alten Christen“ mußten heran, um dem täglich,

stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie that, sondern die Seelentödtung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote" auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflungslachen eines unermeßlichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lope's und Kalderons an; ist die Glut, die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdaféflammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des heiligen Amtes sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich

nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der That verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und ihrer Einführung da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichsten Blüthe seiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche von Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgericht starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt" zu Grunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und

feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt“. Ihr sagt: Bah, auf eine Posse mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Civilisation“ wenigstens ein bißchen Humor resultiren sollte. . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte

und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisirte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen" des heiligen Amtes dekretiren. Und er that noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christenthum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar" demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre.

Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen“ anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und sozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)“, von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger

im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnißvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen", die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Prozeßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf die Angabe irgendeines namenlosen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser,

ihrem Gestank, ihrem mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheusäligen Prozeduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen der sämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben

Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, so lange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, da-

von war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämmtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Prozeduren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurtheilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögenseinziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämmtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extra-

gebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris“, vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß Tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, Tausende deutscher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Pracht entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdafé, bei den Glaubensakten, wie sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese gräuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Autosdafé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche oder freudige Veranlassungen

aufgespart. Thronbesteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen“.

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sizilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupifizirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis“). Nichts kann sinnreicher sein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erste Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten“ Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito“ und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die

Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodafé biete jene Erzählung im neuen Testament, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner die Ketzer von damals gewesen, so ist hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen diese Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „sei verflucht!“

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt“ wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palast desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Prozession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodafé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz

hinabsenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung war, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündung fungirenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urtheile gesteckt wurden.

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer. Die königliche Familie pflegte sich um 7 Uhr Morgens einzufinden. Eine Stunde später that das Hauptthor des Inquisitionspalastes sich auf und die Festprozession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine

unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Vorauf marschirten hundert mit Piken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einen grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angethan*). Die zu leichteren Geld- und Gefängnißstrafen Verurtheil-

*) San Benito est une corruption de saco bendito. Son véritable nom en espagnol était Zamarra; le premier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I, 127.

ten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust- und Rückenstücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urtheil ein Geständniß abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur“ mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza, d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse“ sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur“ zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf i h r e n Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe standen, während

sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt. Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Erzketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mitansehen, ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurtheilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurtheilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und schuldig befunden worden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht nehmen, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarz-

gekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Prozession auf dem Platze angelangt und hatten die sämmtlichen Theilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwähnten Altar die Messe. War er beim „Evangelium“ angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt nämlich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Thronsitze, ließ sich den Chorrock anthun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdafé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrecht zu erhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach

denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen so feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgethan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten

wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm“. Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisirt, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebensachen. Eine solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urtheile die zum Feuertode Bestimmten förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!“ während doch dem „weltlichen Arm“ schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurtheil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in

corde". In den meisten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero") nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Prozedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé — (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von seinem entzückten Lobredner Cabrera *).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in seinen Landen auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit und unantastbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen" Christen von Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es

*) Cabrera: Felipe Segundo, L. V, c. 3.

läßt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition mußte sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit Verehrern Luthers zu thun hatte*). Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai von 1559 ließ sie zu Valladolid einen prächtigen Autodafé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Karlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, sechszehn „versöhnt“. Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueber-

*) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles“ von Adolfo de Kastro (1857). Es existirt auch eine deutsche Bearbeitung desselben von H. Hertz (1866).

zeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungsspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst i. J. 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist. . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober von 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Karlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche ein Autodafé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem

Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Karlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden, weil sie Angesichts des Scheiterhaufens ihren „Irrthum" bekannten, „nur" garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Karlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich ver-

brennt?" Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde selber die Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du." Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Karlos" anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, scheint Philipps des Zweiten so eben gemeldete „That in Worten" bislang noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen wurde.

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen“. Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rothe Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er ras'te und kalkulirte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Thun, er war der inkarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen

Glutodem seines Eifers die sämmtlichen von ihm organisirten und geleiteten 13 Inquisitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugthuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurtheilt 97,321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische

Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Thatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes“ gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Ein deutscher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eselsohren ihn zusammen?
Herzog von Gothland, A. 3, Sc. 1.

1.

In der ersten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eisenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleusen sah man in der Haupt- und Residenzstadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, sowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düsseldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Kallot-Hoffmann entsprungen zu sein schien. Man hätte sie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches" halten können. Fragte man aber einen ehrsamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort ist nur im griechischen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer ist der Mann? so erhielt man in einem aus Respekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemischten

Tone die Antwort: „Das ist unser Genie!" — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt ist, weil er Komödienbücher trauriger und lustiger Sorte verfertigt hat."

Der fragende Fremde mochte dann wohl sagen: Das ist der Dichter des Gothland, der Hohenstaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabschwankenden Erscheinung nachschauen.

Absonderlich genug war sie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geschnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Gestalt eine so schlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke sich versucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae".

Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpf mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie" einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Mißverhältniß zum schwächlichen Leibe stand, so

war er auch so zu sagen mit sich selbst uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine und das starkzurückweichende, wie in dem ersten Entwickelungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt sich in Kleidung und Gebaren sehr lässig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er schleifte seine Füße gleichsam hinter sich drein. Verdrüßlichkeit lag auf seinem Gesichte wie eingeätzt. Auf seinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windschief eine Mütze, deren ursprüngliche Farbe ebenso gut grün als blau oder braun gewesen sein konnte. Die Brille hatte er von der Nasenwurzel auf die Stirne hinaufgeschoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenschirm herab, während er

in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er sich zeitweise den rothen Backenbart abwischte. Im Gehen brummte er häufig vor sich hin und ein scharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Bestie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verstehen *).

Diese mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten sich mitunter zu absonderlichen Zwiegesprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinschlurfenden auf der Straße

---

*) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Portrait sind der verdienstlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter" von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler ist auch für die biographischen Angaben im vorliegenden Aufsatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht" (1838) vorgesetzt hat, ist vielfach ungenau und nur da ganz zuverlässig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalt des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben sich insbesondere Karl Göbeke („Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung", III, 508 fg.) und Rudolf Gottschall (Einleitung zu der von ihm besorgten Gesammtausgabe der grabbe'schen Werke, 2 Bde. Leipzig 1870) verdient gemacht.

stellten oder in eine am Wege gelegene Wirthschaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätschoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Hast du gestern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine so schneidende Stimme, daß man sich damit rasiren könnte.“ — „Wirst du heute Abend das Konzert besuchen? Fräulein X. wird singen.“ — „Ach, die! Das letztemal sang sie so süß, daß ihre Töne vor Süßigkeit stanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polnischen Insurrektionskrieg schon gelesen?“ — „Nein, doch ließ ich mir sagen, bei der Erstürmung Warschau's durch die Russen seien auf beiden Seiten mitsammen zehn Millionen gefallen, die Läuse und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Kamaschen anhat?“ — „Grabbe, was sagst du denn zu den neuesten Debatten in der französischen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchalisch-absoluten Herrscher gemacht. Wenn

heutzutage wieder einer gemacht würde, müßte er sich sicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen lassen. Uebrigens, wie steht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, soviel ist gewiß."

2.

Ein Mann, welcher so war und sprach, ist nicht dazu gemacht gewesen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber sind es, deren mehr oder weniger schöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel bestimmender herumwirthschaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit sind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, sondern nur die Leserinnen. Diese machen vorzugsweise den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten. Die Frauen bringen einen Schriftsteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und

ebenso verhängen sie Acht und Bann über solche Autoren, welche verschmähen, mit süßer Kastratenstimme um ihre Gönnerinnenschaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckst und kräht daher allzeit so, daß sein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben ist.

Die Wirksamkeit der Damenpropaganda zu Gunsten oder Ungunsten von Autoren hat jedoch eine scharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erst da an, wo die Region der Geister ersten Ranges aufhört. Jene Unsterblichen, von welchen Johann Georg Fischer schön gesagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit" —

sie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Postamente gestellt. Sie stellen sich selbst hinauf kraft ihrer Souveränetät von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden:

wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechsellosen Scheine". Man sieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geisterkönige niederlegen; aber darauf beschränkt sich so ziemlich der Verkehr der Damen mit denselben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakspeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? Kein Dutzend. Geht mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geschaffen sind, Mädchenwangen erglühen und

Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leserinnen. Wie .viele deutsche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichsten Liebestragödie, welche seit Shakspeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber sehr wenige) — eine ausgesprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht so fast deßhalb, weil sie demselben sich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beschützen, zu begünstigeu, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es sich einmal herabläßt, solche Bemutterung ebenfalls sich gefallen zu lassen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich ist z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeerensyrupsüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter ersten, sondern nur zweiten Ranges, war seinem ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder

als Mensch noch als Autor den Frauen recht- machen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeit- genossen von ihm, die er thurmhoch überragte, be- rühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer Harmonie sich zusammengefaßt hat? Aber die Wahrheit ist, daß sie nicht deßhalb nichts von ihm wissen wollten — haben sie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkosungen überschüttet — sondern vielmehr deßwegen, weil er es stolz verschmähte, sie anzusüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich aus- gestattete Gesammtausgabe seiner Werke und bei- gesetzt in der großen Mumienhalle der Literatur- geschichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu

werden. Er ist ja längst hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde.
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!"

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympischen Naturen, wie sie in Göthe und Schiller zur typischen Erscheinung gekommen sind. Göthe, durch die Gunst der Verhältnisse von Kindheit auf den Höhen des Daseins angenähert, hat von diesen herab seiner Nation und der Menschheit die Huld- und Gnadenfülle seines Genius ganz so gespendet wie „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet." Schiller seinerseits, von Kindheit auf mitten in den schweren

Kampf um das Dasein hineingestellt, sein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlös't und bis zu seiner Todesstunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, ist dennoch als der echte Olympier, der er war, über den Erdenschmutz hingeschritten ohne sich auch nur die Schuhsohlen zu verunreinigen, und so hat er ebensosehr durch seinen Wandel als durch seine Werke herrlich heldisch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Mensch den Alp des Lebens zu tragen wisse*).

Das lippe-detmolder „Genie“ Dietrich Christian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, sondern am 11. Dezember von 1801 im detmolder Zuchthause, welchem sein Vater als „Zuchtmeister“ vorstand. In späterer Zeit, als es mit dem Dichter schon scharf bergab ging, hat er einen schaudernden Rückblick auf die Stätte seiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immer-

*) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und seine Zeit“, Quartausgabe S. 203 fg.

mann gesagt: „Ach, was sollte aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben". Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildungslos und geradaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren

Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Wittwe gethaner Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges Kind war, von frühauf zu nachsichtig behandelten und so ziemlich verhätschelten. Der Junge war die Freude und der Trost ihres Daseins. Als seine Fähigkeiten sich zu entwickeln begannen, schwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle sollte ein studirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamsterten ein kleines Vermögen zusammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnasium und zwar unter guten Aussichten. Der Gymnasiast Grabbe faßte nicht nur rasch und leicht, sondern war auch sehr fleißig. Schon aber kündigte sich seine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, seinen Fleiß ängstlich zu verbergen, um sich den Anschein

zu geben, als fliege ihm alles nur so an. Auch absonderlichste Einfälle, richtige Grabbeismen sprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenschaftlich auf ihn hineinsprechenden Mitschüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächstens einen Ball abhalten.“ Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu setzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieses Modell vorschlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Esels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt.“

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächst in der Form von deutschen Stilübungen, in welchen schon, wie in Grabbe's späterer Poesie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen stand. Als einmal in der Klasse als Aufsatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe seine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es ist ja, als läse man etwas von Kalderon oder

Shakspeare". Ein andermal benahm sich Grabbe einem seiner Lehrer gegenüber wirklich so zu sagen kalderonisch oder shakspeareisch, nämlich wie der Hauptmann Persius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Pistol im vierten und fünften Heinrich. In den oberen Klassen des detmolder Gymnasiums hatte sich damals neben den Klassikern der Saufteufel eingenistet und unser Dietrich Christian that sich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnasiasten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geschehen. Eines Tages befand sich Grabbe mit mehreren seiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnasialprofessoren hereintrat. Zunächst allgemeine Verdatterung der unliebsam überraschten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann springt unser Dietrich Christian aus schuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteske Renommisterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieselben — hast nicht gesehen? — alle nach-

einander vor den Augen des stupifizirten Lehrers hinunterstürzt.

Das Hinunterstürzen von Spirituosen ist von da an leider eine grabbe'sche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Christian Günther und wie in unseren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven“ und des „Maëlstrom“. Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu seinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es sei das Hauptkennzeichen eines „Genie's“, daß es Abends betrunken in der Gosse liege. Aber andere Zeiten, andere Musen. Nachdem die deutsche Literatur durch Klopstock reinlich und keusch, durch Wieland weltmännisch fein und durch Lessing vornehm im Hochsinn des Wortes gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Gosse auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflasche und der Ruhmpokal seien ein und dasselbe Ding oder der richtige kastalische Quell sprudle aus dem Spundloch eines Arrakfasses . . .

Ein wunderlicher Mischmasch von einem angehenden Poeten unser Dietrich Christian, als er mit der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studiren, zu Ostern von 1820 nach Leipzig abreis'te, wohin er den Embryo seines Trauerspielungeheuers „Herzog von Gothland" mitnahm. Linkisch und hochfahrend, schüchtern und aufbrausend, verschlossen und überschäumend, weich und starrsinnig, phlegmatisch und quecksilbern: so stand er ein Sonderling schon in den Jünglingsschuhen; ein Pessimist, ohne zu wissen warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder so ganz unfertig, so unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachläßig und sogar unsauber. Sein Wesen war Maßlosigkeit. Es hatte da doch von frühauf eine ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr seien als Worte, auf welche ein „Genie" nicht zu achten brauche.

Eine solche Hand hatte sich freundlich gegen

den jungen Grabbe ausgestreckt. Da war der detmolder Archivrath Klostermeier, welcher die Frage: „Wo schlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotisch-alterthümelnden Buches zu lösen suchte. Ein sehr unterrichteter Mann, angesehen, wohlwollend, dienstbereit. Auf unsern Dietrich Christian aufmerksam geworden, hatte er sich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civilisiren, so daß selbiger sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen dürfte. Aber der junge Bär hatte diese Gönnerhand brummend zurückgewiesen und hatte sich durchaus nicht bewegen lassen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieser Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeschreckt haben, daß ihn dort sein Schicksal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte ja leicht bemerken können, daß seine Ungeschlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er sei ein Genie, nur bestärkten. Hierdurch fühlte seine Eitelkeit sich so angenehm gekitzelt, daß er sich wohl hütete, an seinem Bärenfell herumlecken zu lassen. Einem

„Genie" stand es ja gar nicht an, sich wie andere „ordinäre" junge Leute zu halten und zu gebaren. Es mußte seine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn seine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildnisse und über schwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüsten Sumpf geführt haben.

Mit der Juristerei befaßte sich Grabbe im ersten Semester seines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernst. Dann aber nahm er es mit seinem Brotstudium nur noch sehr obenhin. Und so nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geschichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er stand übrigens ganz außerhalb der studentischen Kreise. Die Burschen-Romantik kam ihm läppisch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des

„Komment“ wollte er nichts wissen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, so zu sagen, nur für und vor sich selbst, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Gesundheit und guten Ruf losstürmte. Darüber verekelte er sich folgerichtig mehr und mehr an allem wissenschaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeschmackte Schrulle, zum Schauspieler geboren zu sein, was ihm der Professor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Diesem theilte Grabbe auch seinen ruck- und stoßweise dem Abschlusse entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Kathederling und Hofrath wären ob diesem tragischen Ungethüm alle Haare zu Berge gestanden, so er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Ostern von 1822 ging Grabbe weiterstudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni sein dichterischer Erstling den letzten Federhieb erhielt. Es ist ein kolossales Ding, dieser Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine kolossale Fratze. Alle ersinnlichen Graßheiten sind hier

mittels des Hohlspiegels einer kranken Phantasie ins Ungeheuerliche aufgereckt. Schillers Räuber erscheinen im Vergleich mit dieser Gräuelfastnacht als ein harmloses Idyll. Im Gothland latscht und platscht der Weltschmerz wie ein Besoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr ist es, dann und wann zuckt über diese Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erschallt ein vernichtungsfroher Donnerschlag mit solcher Gewalt, als müßte er „diese Klippe im Ozean der Welten", wie Grabbe unsere Erde nennt, zerbersten machen. So ein schütterndes Gewitter, bis zur höchsten Pracht und Wuth gesteigert, ist der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in *seiner* Art geleistet, was Schiller in der seinigen leistete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben später diese Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im Uebrigen ist der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel ist aberwitzig, die Motivirung kindisch, die Handlung ein Opiumrausch-

traum, der Held nur ein tragischer Kasperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Mißgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Bestimmungen der dramatischen Kunst mißachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rücksicht nahm. Nicht als ob sich die eine oder andere derselben, falls sie von einem einsichtigen Regisseur geschickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darstellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er sich in der Anlage seiner Stücke einer über alle realen Verhältnisse des Theaters hinausstürmenden Maßlosigkeit überließ, überhaupt nie lernte, sich zu beschränken, zu zügeln, mit seinen poetischen Mitteln hauszuhalten und den meist in wilder Trübheit hervorstürzenden Strom seiner Einbildungskraft künstlerisch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts sind als lauter dialogisirte Monologe und zwar lauter grabbe'sche Monologe. Denn das hat

er mit Byron gemein, daß alle seine Helden sich nur als Masken darstellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden“. Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“ Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebenlang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von drama-

tischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgestoßen und erschreckt.“ Das begreift sich. Aber, die Wahrheit zu sagen, ist in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatischen Gestalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poesie als in den Tragantpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiser Oktavianus herumdämmern. Das literarisch-polemische Lustspiel freilich, welches Grabbe während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Berlin schrieb und später unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, ist nicht weniger anspruchsvoll als die literarischen Komödien Tiecks und ebenso unbedeutend wie diese. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß sie wähnen, ein paar schnurrige Einfälle reichten hin, ein Lustspiel daraus zu machen. Diese Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzsaft glücklich herausgepreßt ist. Die also entsaftete Polemik wird dann un-

beschreiblich fad und flau und ist auch, wie die literarischen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche sie gerichtet war, längst gründlich verschollen. Tieck hatte übrigens in diesen Verschollenheiten vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu sein, und als solchem ist ihm wenigstens da und dort eine Humoreske gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von seinen ehemännischen Mißgeschicken im „Däumchen", Feinschmeckern von Lesern stets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsstücken oder auch mit leeren Weinflaschen um sich und ist mehr lärmend als lustig. Seine Ironie hat Bärentatzen und seine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyrische, Luftige dem Genius Grabbe's zu Gesichte stand, zeigt so recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatische Märchen „Aschenbrödel". Diese grabbe'schen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckischem. Es sind plumpe Dinger,

welche frostige Witze machen und falsch singen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo sich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifestirt er sich als entschiedener Nichtlyriker*). Ein Lied ist ihm in seinem ganzen Leben nur einmal gelungen: der Schlachtgesang der schottischen Hochländer im

---

*) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechselgesänge heraus: —

Erste Fee. Fühlst du den Widerhall?
Was singt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Brust.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preis't der Liebe Schmerz und Lust."
Erste. Was will der Duft der Rose?
Zweite. Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckteſt du!
Oh Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Busen schamerröthend."

5. Akt des „Napoleon", in welcher Dichtung sich ja auch die besten Auslassungen des grabbe'schen Humors finden. Dieser vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuschleudern, an welchem Gullivers Riesen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeschlacht, zu grotesk, um Schönes im Zusammenhange, um ein humoristisches Kunstwerk zu schaffen. Der erträglichste humoristische Versuch Grabbe's ist noch der tolle Operntext „Der Cid", natürlich nicht ernst gemeint, sondern eine gigantesk-spaßhafte Verhöhnung der Operntextbücher*).

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier poussiren
Und werde reussiren.
Die da! welch eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden,
Oh wär' auch ich so leicht und so geschwind!

*) Gottschall hätte den „Cid" in die Sammlung der grabbe'schen Werke aufnehmen sollen. Er irrte, wenn er

Einen dichterischen Wurf hat unser Dietrich Christian in Berlin gethan, der, so er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt sein bedeutendster gewesen wäre: den tragischen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwischen Absicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meist ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu seinen Werken verhielten sich zu diesen selbst wie des Dichters majestätische Stirne zu seinem verkümmerten Kinn oder zu seinem unschönen Mund sich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man spürt in den grabbe'schen Dramen, wenigstens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten sogar, der die großartigsten Anläufe zur Lösung höchster Probleme der tragischen Dichtung nicht nur unternimmt, sondern

---

annahm (Einleitung, S. 34) die Handschrift sei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieselbe im 1. Bande seines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken lassen.

auch durchführen zu können scheint; aber überall vermißt man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungestümen Sonnenrosse der Phantasie maßvoll zügelnden Künstlerverstand. Grabbe's Muse war eine stolzgebaute Riesin, aber den Gürtel der Schönheit hat sie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla" so ausgeführt und vollendet worden, wie sie angelegt ist, sie würde in der deutschen Literatur dastehen als ihr echtestes historisches Trauerspiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch shakspeare'schen Geistes. Vollendet, müßte diese Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten sein. Ja, es hätte dieselben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu schließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geschlossenheit der Architektur sogar hinter sich gelassen. So, wie es ist, schließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterstral der Donner
Begrüßt das Volk sein Lächeln . . .“

Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Shakspearemanie“, ein geistvolles Kuriosum, welches aber vor allem beweis't, daß er den englischen Dichter denn doch viel besser studirt hatte als Hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem ersten der zweite, diesem der dritte u. s. w. bis zum hundertsten und tausendsten einer dem andern gedankenlos faul nachschwatzt. Neuerdings hat sich bekanntlich Rümelin das Verdienst erworben, mittels seiner „Shakspearestudien eines Realisten“ den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor

dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unseren impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mitunterlaufe. Im Uebrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie" kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität".

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war

Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang“ der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy, Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels“ und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im Uebrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen“ kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet. Wir sehen da nur

eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hat.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span" geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — mußte von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkind aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoff-

nung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, mußte ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müßte. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte" Detmold herum, mußte aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, o Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören."

5.

In abgerissenen Kleidern und mit abgerissenerem Gemüthe kehrte Grabbe in seine Vaterstadt zurück. Wie der Heimgekehrte gestimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Gesichte die stehende Antwort gab: „Ei sieh', ich meinte, du wärest schon längst gestorben.“ Im Sommer von 1824 bestand er das juristische Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigorosum gewesen sein mag, und begann als Advokat zu praktiziren, daß Gott erbarm'! Im Uebrigen hielt er sich möglichst abseits der Leute, sogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeisirte er freilich daselbst explosivisch genug. Machte sich z. B. eines Tages ein detmolder Magister des Langen und Breiten mit einer Schoppenstecherrede über Shakspeare mausig, als unser Dietrich Christian aus der Ecke, in welcher er gesessen, plötzlich lapidarisch hervorfuhr: „Sie und Shakspeare? Sie verstehen ja gar nichts

vom Shakspeare!" Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreisenden berliner Studenten, dessen Bewunderungsphrasen ihn langweilen mochten, in die Wange gebissen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung."

Dem Dichten nicht nur, sondern auch der Theilnahme für literarische Dinge überhaupt schien er während der ersten Zeit nach seiner Heimkehr ganz entsagt zu haben. Langten Briefe von seinen berliner Kumpanen an, so warf er sie uneröffnet beiseite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe schon gänzlich ausvulkanisirt und nur eine todte Schlacke zurückgelassen. Dem war aber nicht so. Zwar hat er, nachdem es ihm mißlungen, eine Gehilfenstelle beim Archiv zu erhalten — sein alter Gönner Klostermeier hatte ihn dazu vorgeschlagen — in völliger Hoffnungslosigkeit wiederholt in sein Tagebuch geschrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber."

Aus dieser trägen Verlorenheit riß ihn ein

buchhändlerischer Einfall heraus. Einer seiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, seine fertigen Manuskripte, insbesondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf diese erste günstige Wendung seines Geschickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß sein Pessimismus zu dieser Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu schweigen; wollen sich der Menge zeigen.“ Im Jahre 1827 erschienen dann die „Dramatischen Dichtungen von Grabbe“, 2 Bände, welche den Gothland, den Torso Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, sowie den Aufsatz über den Shakspearewahnsinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen schrieen sogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland sei der deutschen Literatur ein „Meteor“ von byron'scher Größe aufgegangen.

Unter sothanen Umständen wurden die guten

Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie" und der Ruf desselben drang sogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genie's" seine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staat wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons ernannt und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch

nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden*).

Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten. Sie können es nicht, weil das höchste wirkliche Glück, das dem Menschen beschieden, jener höchste Grad von Resignation ist, welcher schon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchstens noch eines traurigen Lächelns gränzenloser Verachtung würdigt. Diese Resignation ist es auch allein, welche jenen durch nichts zu erschütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Sisyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem absonderlichsten aller Auditeurs be-

---

*) Man lese z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Offizieren den Diensteid abnahm.

gann die Dichterader wieder zu pulsiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Faust“ geschaffen, ein kühner und der Hauptsache nach auch gelungener Versuch, das Klagewort von Göthe's Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ originell zu glossiren. Grabbe verkörperte diese zwei Seelen in den Gestalten seines Don Juan und seines Faust. Jener ist der resolute südliche Genußmensch, dieser der dem Warum des Warum nachgrübelnde nordische Träumer und so vertreten die Beiden die zwei Seiten des Weltschmerzes: den rastlos vorwärts stürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblase. Als den genialsten Zug in dieser Dichtung hat man mit Recht den hervorgehoben, daß Donna Anna sich unverkennbar weit mehr zu dem lüderlichen Realisten Don Juan als zu dem erhabenen Idealisten Faust hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünschungen der Donna gegen den Wüstling das

„Küsse mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es sind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieselbe zwar nicht entfernt dem göthe'schen Faust, aber doch dem byron'schen Manfred zur Seite stellen. Als Drama theilt es jedoch die schon berührten Grundgebrechen der grabbe'schen Dramatik. Es ist sogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß schließlich Don Juan und Faust von einem und demselben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erscheinungsweise und ihre Sprechart decken sich nicht. Alle Charaktere des Stückes sind, scharf angesehen, nur Marionetten. Man sieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den souflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblick dieses Don Juan, dieses Faust, dieses als schwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man unwillkürlich an jene alten trockenen Holzschnittebilder denken, welchen Papierstreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem

Munde hängen. Derselbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbst unter den Dichtern höchsten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künstlerisch zu bewältigen und die Träger metaphysischer Probleme zu plastischen, fest und voll zur sinnlichen Erscheinung kommenden Gestalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeschylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakspeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Faust und Mickiewicz im Todtenfest („Dziady“). Die vollendetsten aller dieser Schöpfungen sind zweifelsohne der spanische Hidalgo und der deutsche Mephisto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an seinem beabsichtigten Tragödiencyklus „Die Hohenstaufen“, mit welchem Stoffe sich gleichzeitig auch andere deutsche Dichter, insgesammt dazu angeregt durch Raumers Geschichtewerk, beschäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'schen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher

damals in Rom einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius zustürmte, den er vorahnend in dem schönsten seiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat nur zwei Staufer-dramen fertiggebracht: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste"; aber die sind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der Spreu von Raupachs Hohenstaufen. Unser Dietrich Christian verhält sich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpressetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baum-wollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandson. Scenen wie die zwischen Heinrich dem Löwen und Ma-thildis im Barbarossa (A. 5, Sc. 2) und die zwischen Kaiser Heinrich und dem sterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechsten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echtdämonischer Sehergabe denken und darstellen. Hier entspricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Aus-führung durchaus und vollkommen. Nirgends auch

ist Grabbe so sehr Dramatiker wie in diesen beiden Stücken. Dieselben gehören unzertrennlich zusammen, sind eigentlich nur eins: im Barbarossa knotet sich die tragische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne. Der Schöpfer dieser beiden Dichtungen, in welchen sich ein edler Vaterlandsstolz hoch aufrichtet, sollte in Deutschland nie vergessen werden*).

---

*) Ein echtgermanischer Zug, die gemüthliche Vorsorge für die Thiere, wie die romanischen Nationen sie gar nicht kennen, springt uns aus nachstehendem Gespräch zwischen den beiden sächsischen Lanzknechten Landolf und Wilhelm (im Barbarossa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Lise aufgetrieben und sie knuspert darin, daß sich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen ist leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Aber die Lise thut sich doch einmal gütlich!" — — Von echtdichterischem Instinkt zeugt es, daß Grabbe einmal den stahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiser Heinrich unversehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutsches Herz!" Im

Einer der eigenartigsten Vorzüge Grabbe's ist sein Vermögen, Massen dichterisch wirksam in Bewegung zu setzen. Von deutschen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher diese Kunst nach kleinerem Maßstab in der Bankettscene im Wallenstein, nach größtem in der Landsgemeindescene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in

---

Don Juan und Faust ist eine der schönsten Stellen die, wo der letztere vom deutschen Heimweh angefaßt wird —

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
Oh Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn wie Deutschlands Ströme!“

seiner zunächst vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit so recht in Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechsten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage" zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künstlerischen Vorschritt, im Vergleich mit dem zweiten Staufer-drama sogar einen entschiedenen Rückschritt. Es zerfährt und zerfasert sich zu einer dialogisirten historischen Novelle. Wie man dieses „Drama in 5 Aufzügen" aufführen sollte, ist rein undenkbar. Die Form ist demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anspruch der „Hundert Tage", ein Drama vorstellen zu wollen, Abstand, so haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenspielen und Lager- und Schlachtscenen vor uns, welche zu den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werth darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Er-

bärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Lanzknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist mißbrauchend, um poetische Mißgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorifizirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den

30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinzt einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!“ — der Hugo, welcher es vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend“ —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd ....

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon“ später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal“ und die „Hermannsschlacht“. Von beiden Dichtungen läßt sich dasselbe sagen, was von jener gesagt worden ist. Große historische Blicke, gewaltige poetische Würfe, markigwuchtige psychologische Züge überall; aber kein

Verstehen, kein Verstehenwollen der dramatisch-künstlerischen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben sind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thusnelda im Hermann: von sämmtlichen grabbe'schen Frauengestalten sind diese beiden am besten „herausgekommen". Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidarisch zu charakterisiren und seine Personen so zu sagen nur noch Granit sprechen zu lassen, auch diesen beiden Gestalten etwas Steinernes. Beide sind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Ariosto's erinnern. Nie war der arme Dietrich Christian im Stande, eine Frauengestalt zu schaffen, in welcher sich anmuthig-bescheiden Zartheit mit dem kräftigen Aufschwung idealer Gesinnung verbunden hätte, eine Frauengestalt, wie sie Wordsworth sich eine gedacht hat, als er die schöne Strophe schrieb:

„A violet by a mossy stone
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky."

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittagessens in Hermanns Hof oder die Beschreibung, wie die karthagischen Oligarchen ihre Häuser zu Mäusefallen für ihre Gegner einrichten, beweisen können. Auch im Kynischen ließ der Dichter immer zwangloser seinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsschlacht, wo „die Klopp" ihre Vaterschaftsklage gegen den „Katermeier" bei dem römischen Prätor anbringt, sieht auf's Haar einer schadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuschheit der deutschen Mädchen preis't. In der ursprünglichen Handschrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hanswurstkomödie bräuchlich waren. Die karthagischen Generale wollen Kriegsrath halten und während sie hochweise berathen, geht Hannibal beiseite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erst mein Wasser abschlagen." Bevor er dann Italien verläßt, verrichtet er noch Unbe-

schreibliches und sagt: „Das ist mein Denkmal, welches ich hier hinterlasse“ ... Trotzdem hielt der Dichter als solcher stets an dem Axiom fest: „Groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen“ — und trug sich zur Zeit, wo er im Vollsaft seines Wollens und Könnens stand, mit den großartigsten tragischen Entwürfen. So beabsichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jesus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der Mann gewesen, solchen Problemen gerecht zu werden*). Dazu würde aber erforderlich gewesen sein, daß des Dichters Leben nicht selber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Mischmasch von tragischen Motiven und barocken Vorkommnissen, welches Wirrsal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuschwankte.

---

*) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für seine Art, zu arbeiten, seine Werke auf Papierschnitzel zu schreiben, wie solche ihm gerade zur Hand oder wie er sie aus

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unser Dietrich Christian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollste seine Heirat. Menschen von seinem Schlage gelingt sehr selten oder nie der „große Wurf“. Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie sie eben auch sehr selten vorkommen. Wenn es besonders gutgeht, eine auf zehntausend. Lucie Klostermeier, welche zu heiraten

---

Aktenfascikeln oder Dienstbüchern herausriß. Auf einem solchen Schnitzel hat sich das folgende kleine Bruchstück von der beabsichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel . . .
Alexander. Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du bist ein Schimmer
Von seiner glühenden Wange.

Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntausenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß gewesen ist, mit dem Dietrich Christian zurechtzukommen. Eine gute Ehe ist Gleichmaß, ein fortwährendes gegenseitiges Ertragen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem so sein müsse, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blasseste Vorstellung. Beide waren jähe, maßlose Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältnisses war das Weib die stärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waschlappen.

Grabbe war erst nach dem Tode des Archivraths Klostermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlassenen Tochter desselben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war sie eine hübsche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unsäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie

ihrerseits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blaustrumpf war, fühlte sich geschmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar diese Hofmacherei meist in grabbe'sch-grotesken Formen vor sich ging. Die erste förmliche Werbung Grabbe's mißlang jedoch. Das bureaukratische Blut der Frau Archivräthin empörte sich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden sollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu sein, so erhielt dieser in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu schaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte gewesen. Jetzt aber verschoß er sich leidenschaftlich in ein sehr schönes Bürgermädchen, dem er von seiner Leidenschaft so lange und so heiß vorzuphantasiren wußte, daß die arme Henriette sich zuletzt einbildete, auch sie sei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 stattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche

überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in seinen Wandel und Frieden in sein Gemüth bringen. Diese Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette mußte bald innewerden, daß weder Grabbe für sie, noch sie für Grabbe paßte. Ihr solid bürgerlicher Sinn fühlte sich abgestoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher seinerseits mitunter dem, was er die Philisterei seiner Braut nannte, so recht mit Absicht vor den Kopf stieß. Was sollte z. B. ein schlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu sagen, wenn eines Tages, als sie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haseliren anfing und die Frage an sie that: „Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich jetzt ins Wasser spränge? Soll ich mal hineinspringen?“ Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willst; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu springen. Und sie hütete sich wirklich. Sie gab dem Dichter sein

Wort zurück, verließ ihre Vaterstadt und ließ sich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu schenken.

Nun geschah das Dümmste, Tollste: unser abermals bekorbter Dietrich Christian kehrte zur Lucie Klostermeier zurück und diese nahm den von der gescheiden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann seine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier sich nicht einstellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade sich angealtjungfert fühlte und in das Alter eingetreten war, wo man schlechterdings einen Mann erwischen muß, so man nicht sitzen bleiben will. Sie wollte nicht sitzen bleiben und im März von 1833 trat sie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatsache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!"

In Wahrheit, sie hatten es, er und sie. Diese Ehe war in der Hölle geschlossen und wurde

binnen kurzem, binnen sehr kurzem eine Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte schwer zu entscheiden sein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf besessen, als sie besaß, so müßte sie unbedingt als der weniger schuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verstanden, ihren Gatten davon abzuhalten, seine meiste Zeit in der Kneipe zu versitzen und sich nach und nach um den gesunden Menschenverstand, um die Arbeitskraft und Arbeitslust, sowie um die Achtung seiner Mitbürger zu trinken.

In der schönen polnischen Ballade vom Hexenmeister Twardowski springt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unversehends aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Christian schließlich physisch und moralisch, so zu sagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaschen und Rumgläsern, ohne welche der beklagenswerthe Mann schon Vormittags nicht mehr sein konnte.

Wie es mit seiner Ehe bestellt war, beleuchtet scharf und häßlich genug, was sein Lebensbeschreiber Ziegler bei einem Besuch im grabbe'schen Hause sah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hofe eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichsten Grabbeismen verübte und welche er allen Besuchern zeigte. Auch Ziegler mußte sie sehen. Grabbe stopfte zuerst der Eule ein übermäßig großes Stück Fleisch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und stieß sie zu der Eule in den Käfig, um, wie er sagte, die beiden Biester miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und schrie der Ente zu: „Sag' ja!" Die geängstigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörst du? Das ist ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Bestie!" Und er schlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreischte bei diesem Anblick Grabbe seinem Besuche zu: „Gehen Sie geschwind zum Herrn Pastor! Er soll hier eine

Kopulation vornehmen. Es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!" Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit schadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — sagte dieser — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben." Sie zierte sich: „Ach, laß doch, Grabbe!" konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — schrie er — du hast es ja doch gern!" Ziegler machte sich mit möglichst guter Manier davon. Von den zügellosen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in seiner Wohnung veranstaltete, in Gegenwart seiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beispiel zu geben. Er sagt nur: „Ja, es waren wunderbare Gesellschaften, die kaum in denen der emanzipirten Frauen von der ausgelassensten Art ihr Gegenstück finden möchten." Natürlich wechselten diese Rauschstimmungen mit katzenjämmerlichen und in solchen warf dann der Dichter auf den nächsten

besten Papierfetzen Versebriefchen an seine Frau, in welchen sich der Säuferwahnsinn anzumelden schien*).

Bald kam es zwischen Mann und Frau zu den widerwärtigsten Auftritten, insbesondere auch veranlaßt durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rücksichtslos geübte und kundgegebene Vorsorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinsichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgsten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging sodann der seiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenlose Unordnung war allmälig in der Führung seiner Geschäfte eingerissen

---

*) Zum Beispiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es süße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen;
Durch dich verdirbt das Essen."

oder vielmehr war diese Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung sehr nachsichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unwesen zusah, so lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es schlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlassung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat sich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet: so wunderlich mischten sich in diesem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch seine Frau deutlich genug zu verstehen, daß sie den wirklichen, nicht den abgesetzten Auditeur Grabbe geheiratet habe und daß es eine grobe Täuschung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entschloß sich, dem „undankbaren" lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts

bessere Sterne zu suchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er sie nicht in der eigenen Brust trug. Am 4. Oktober von 1834 setzte er sich in den Postwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'sch platzte er in die respektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Postwagen gestiegen, eilte er nach der Wohnung eines ihm bekannten Professors, welcher gerade zahlreiche Gesellschaft bei sich sah. Ohne auf diese die geringste Rücksicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und sagte laut und lachend: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen. Ich habe Detmold verlassen. Mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin.“

Wer sich so in Frankfurt einführte, konnte sich in dieser Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufsperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeister von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinschleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Gesellen mochten es auch „ungeheuer genial" finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er sich eingemiethet hatte, ängstigte, indem er, wann sie auf sein Zimmer kam, um dasselbe aufzuräumen, die Thüre abschloß, zwei Pistolen auf den Tisch legte und die Erschrockene zwang, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und „mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf."

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu spielen in der Weise von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unser Dietrich Christian auch als Poet

ein potenzirtes Gemische gewesen ist: — Titanismus und Barockheit, weltschmerztragisches Pathos und Kneipgeniestreichemacherei.

Eine gutmüthige Oesterreicherseele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix“ herausgab, nahm sich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum Arbeiten und suchte ihn nach Kräften aus der Atmosphäre von Weindunst, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht stark genug und überhaupt war niemand mehr stark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß seine Gastrolle in der Mainstadt ausgespielt sei. Die Schoppenstecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, sowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung seiner Hoffnung, eins oder das andere seiner Stücke die frankfurter Bühne beschreiten zu sehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, sich nach Düsseldorf an Karl Immermann

zu wenden, dessen persönliche Bekanntschaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieser Einfall dadurch sein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigst arbeitete, das düsseldorfer zu einer Musterbühne zu machen. Grabbe bildete sich ein, Immermann würde sich bestimmen lassen, unter anderen manchen theatralischen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'scher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düsseldorf abgehen und Immermann beantwortete denselben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegesuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menschen nicht zu und für einander paßten, so waren es der preußisch-stramme, steifnackige, ordentliche, wohlgebürstete und wohlrasirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachsenfingisch-zerfahrene, schwabbelige, so zu sagen aus allen Nähten gegangene, schmierärmelige und stoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine

Möglichkeit vorhanden, daß sich zwischen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herstellen und behaupten lassen. Freundschaften wie die zwischen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den seltensten Erscheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günstigsten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben andern Grillen auch die pädagogische unter der Schädeldecke, wie sich denn in mehr als einem seiner Werke ein gewisser Schulmeisterton unangenehm macht. Auf der andern Seite freilich haben wir gerade diesem pädagogischen Tik des Schöpfers vom Merlin und Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie er-

ziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur noch koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann

schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel zu alt, sich noch erziehen zu lassen. Es war zu spät, viel zu spät.

Die ersten Verstimmungen zwischen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann schlechterdings keine Anstalten machte, grabbe'sche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Versuchen hätte er das schon können, da er ja mit seinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der

Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Gesellschaftskreise seines Mentors. Hatte er sich doch in dieser Theeatmosphäre von Anfang an entsetzlich gelangweilt und sich Zwang anthun müssen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl dem Dietrich Christian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen lassen, um ihn als Lobposaune der Schnurrpfeiferei des immermann'schen Theaterregiments zu gebrauchen und zu mißbrauchen. So etwas brauchte man einem Menschen, welcher allfort zwischen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herschwankte, nicht zweimal zu sagen. Er bethätigte seine Entrüstung zunächst dadurch, daß er seine Besuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einstellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinspelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, grotesk-witzige Schnurren über das immermann'sche Theater nach allen Richtungen

hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das so übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieser Drohung kam es nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch seinen letzten Halt, und sobald sich ihm dieser versagte, ging das Sinken und Versinken unaufhaltsam weiter.

Noch trug sich der verlorene Mann, über welchen sich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichterischen Absichten. Er wollte eine Komödie „Eulenspiegel“ schaffen — („mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier,“ schrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte sich, die Person und Mission Jesu mit dem Nimbus höchster tragischer Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er seine Kneipgesellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Gespräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jesus war doch auch nur ein Judenjunge“. Natürlich

blieb es, da die Versunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Asche und Schlacken zurückgelassen.

In Wahrheit, dieses Bild ist ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unserem Dietrich Christian. Lavaströme von Poesie waren aus seiner Seele in rothflammendem Flusse hervorgebrochen, aber nur, um sofort zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erstarren. Nie hat Grabbe es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Durchgängig fehlt in seinen Werken das „Ewig-Weibliche“. Darum steigert sich in der grabbe'schen Dichtung die Freude zu bakchantischem Rasen, darum spitzt sich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft sich der Gedanke zu schroffepigrammatischer Kürze und Knappheit zusammen, darum verzerrt sich der Witz zu infernalischem Kynismus. Die Grazien sind ferngeblieben . . .

Zuletzt hatte der Dichter in Düsseldorf nur noch ein verkommenes Musikgenie, Norbert Burgmüller, zum Gesellschafter. In der Weinstube zum Drachenfels verdämmerten und verduselten die beiden gleichverstimmten Seelen ihre Tage, stundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenübersitzend. Als dann im Mai von 1836 der Musikus plötzlich starb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düsseldorf aushalten. Ein detmolder Freund schickte ihm auf sein Begehren Reisegeld. „Ich habe — schrieb der mit sich und der Welt Zerfallene — erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann." Daheim angelangt, ging er nicht in das Haus seiner Frau, sondern nahm im Gasthause zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erscheinung muß ganz jammerfälig gewesen sein. Als ihn sein Biograph zum erstenmal wieder erblickte, mußte derselbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo ist dein Stolz?"

8.

Gerade der Stolz regte sich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt -- es ist schmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenstand und Zielpunkt des detmolder Kneipwitzes war, und wunderliche Blasen trieb dieser Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter seinen Bekannten in der Gaststube zur Stadt Frankfurt und hörte, stumm in sich zusammengesunken, einem Gespräch über Literatur zu. Einer sagte: „Seitdem der Göthe gestorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen." — „Was Tieck!" zischte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich steige mit jedem Tage und er sinkt. Was ist denn Tieck?" Man lachte. Das Gespräch wandte sich auf Tiecks Tochter und von dieser auf Grabbe's Frau. „Du bist nur nicht energisch genug gegen sie aufgetreten, Grabbe", hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich schon als Mann

zeigen." Worauf der Witzbold des Kreises: „Das ist's ja gerade, was sie verlangt" — und allgemeines Lachen erscholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Gesellschaft in der Gaststube und unter all dem Gläserklingen, Würfelbecherschwingen und Liedersingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke saß, zum Vorlesen seiner noch ungedruckten Hermannsschlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ sich verleiten, die Handschrift aus seinem Zimmer zu holen und die Vorlesung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauschter Menschen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, schrie einer der Zecher über den Tisch herüber: „Ach was! Laßt uns lieber trinken und hört auf mit Vorlesen! 's ist ja doch nur dummes Zeug." Ganz niedergedonnert steckte Grabbe sein Manuskript in die Brusttasche und saß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeschreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halber-

stickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollt', ich wäre todt!"

Er sollte es bald sein. Der zuverlässigste Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie besessen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflösung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, mußte sich Grabbe entschließen, seine Frau aufzusuchen, um sich im Hause derselben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böse Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Christian und der zänkische Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anstand soweit zu wahren trachtete,

daß sie den sterbenden Mann nicht aus dem Hause weisen wollte. Eine häßlichste Falte in dieses Weibes Seele legt der Umstand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder selbst verpflegen noch leiden mochte, daß seine Mutter ihn pflegte. Diese mußte ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter seinerseits anerkannte den Trost, welchen ihm die Anwesenheit seiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in seiner grotesken Weise zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um so länger du die reinen,
Menschlichen Gefühle niederringst,
Um so gewalt'ger richten sie hernach,
Wann ihre Stunde schlägt, sich wieder auf."

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags starb er. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutschen Liebkosungswort: „Muin leuve,

leuve Christian!“ verhauchte er seinen letzten Athem, sie schloß ihm die Augen und badete die majestätische Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber saß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beschäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — sagt sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend zu einem anwesenden Nachbar — topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!“ Am Tage darauf spielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröstliche Wittwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie schmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein standhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreste des Dichters der Hohenstaufen und der Hermannsschlacht zu ihrer Ruhestätte ....

Alles zusammengenommen, dürfte das Richtige getroffen sein, wenn man sagt, daß in starkem Maße die Vaterlandslosigkeit das Verderben Grabbe's mitverschuldet habe. Merkt man doch sogar den Thaten der herrlichsten Helden des deutschen Geistes, den Schöpfungen von Lessing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß diese Helden nicht auf dem starken und gesunden Boden eines Nationalstaats, sondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinstaaterei erwachsen sind und gestanden haben. Wie ganz anders noch müßte der germanische Genius durch diese seine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt sein, so es ihnen gegönnt gewesen, ein großartiges Nationaldasein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Gefühl des ungeheuren Mißverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Pa-

triotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen läßt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig her-

vor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Inhalt.

NB. S. 80, Z. 8 v. u. ist zu lesen: „welche nicht an den alleinseligmachenden Kretinismus der Infallibilität glauben wollen".

Druck von Otto Wigand in Leipzig.